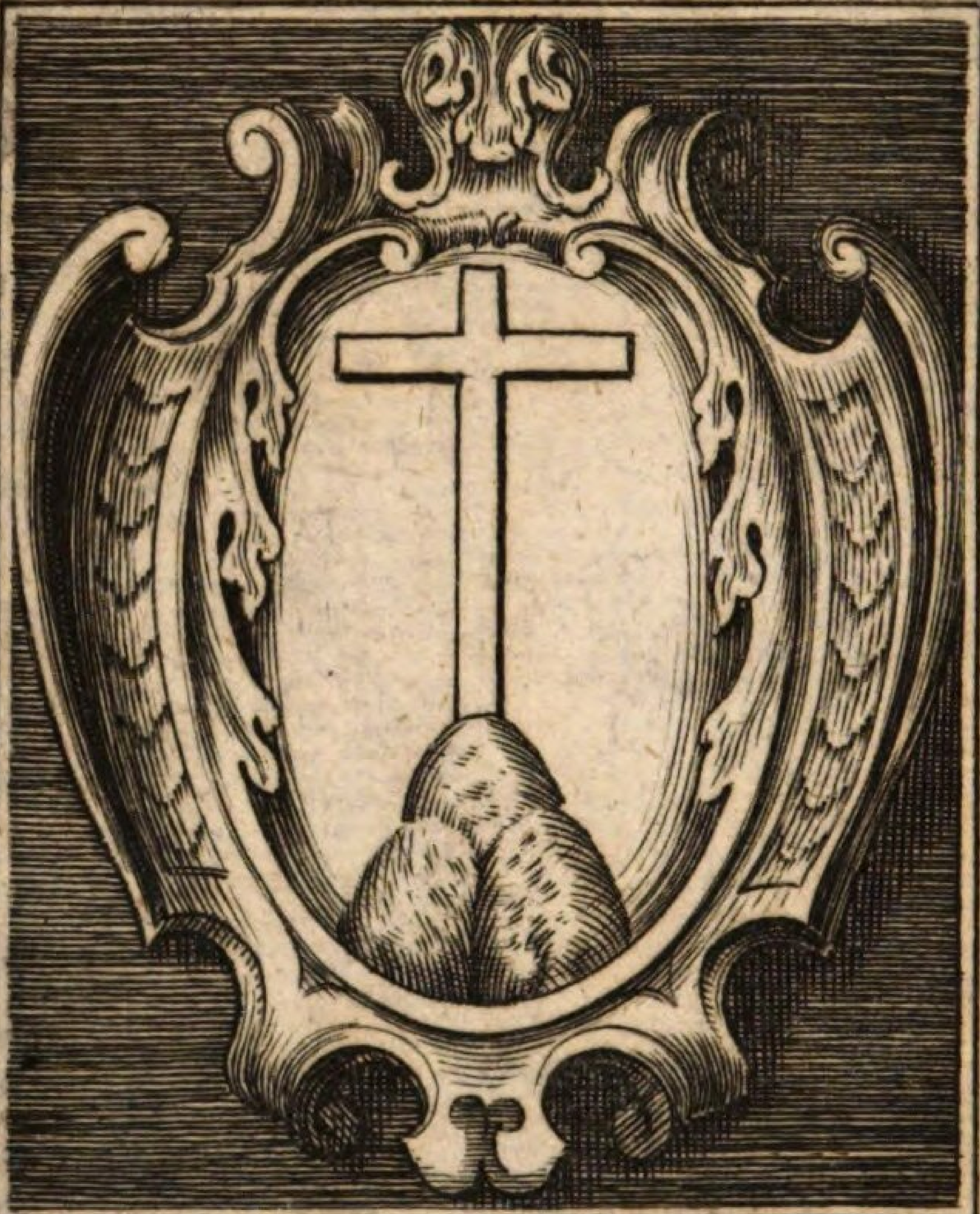
P. o. germ.
933
bmb

~~Sch. W. deutsch. p. 376.~~

J. O. germ. 933 bmb

Meyer



Domus S.S. Adelhaidis et Caietani.

<36605251650014

Bayer. Staatsbibliothek

B. L.

L. M. v. K.

Neue

Fabeln.

Neue Auflage.

Zürich, bey Orell, Geßner und Comp. 1767.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Critische

Vorrede.

Bey dem ersten Durchlesen gegenwärtiger Fabeln riß mich die Neugier, die von der Lust, so ich davon empfand, beständig unterhalten ward, mit einer solchen Gewalt dahin, daß ich keine Zeit nahm, stille zu stehen, damit ich der kunstreichen Verfassung nachspürete. Erst bey der zweyten Ueberlesung ward mein Gemüthe ruhiger, und ich dachte izo den Ursachen des Ergözens nach, das mich so empfindlich gemacht hatte.

Ich bemerkete vor allen Dingen die Neuigkeit der Erfindungen. Diese Fabeln sind nicht von andern gemacht, und nur umgekleidet worden; sie gehören dem Verfasser nicht bloß wegen des moralischen Gebrauches, den er davon machet. Er hat sie auch nicht aus Sprüchwörtern, Adagiis, oder dergleichen genommen. Er ist mit besserm Recht ihr **Urheber**, indem er ihnen nicht nur die Form, sondern auch das Wesen der Fabeln gegeben: Nur fünf ausgenommen, denen er nichts mehrers als die Sprache und das Sylbenmaß mitgetheilet hat; nemlich: die **Bienen**; die **junge Schwalbe und ihre Mutter**; die **Lerche und der Storch**; der **junge Baum und der Gärtner**; die **Vermahnung des Gärtners an seine Blumen**: Diese sind schon vor etlichen Jahren nebst einer ziemlichen Anzahl andrer von einem geschikten Mann, der den aufgewekten und denkenden Schweizern nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch in fremden Königreichen durch Schriften von anderm Inhalt einen Namen gemacht hat, in französischer Sprache, und in prosaischer Rede verfasset, aber niemals durch den Druk bekannt gemachet worden. Man kann auf zweyerley Art auf die Erfindung einer Fabel kommen, erstlich wenn man einen Lehrsaz in die Gedanken nimmt, und dann eine symbolische Vorstellung für denselben aufsucht; oder zweytens, wenn man nur auf die Sitten und das Betragen der Thiere fleißige Achtung giebt, und was man darinnen sonderbares wahrnihmt, alsofort in

eine

eine Fabel verarbeitet, indem man den Lehrsaz, der schon darinnen liegt, was es denn vor einer sey, daraus hervorholet. Aesopus hat seine Fabeln nach der erstern Art gemachet, und er mußte sie so machen, weil er sie als eine Lehrart in dem bürgerlichen Leben gebrauchte; wenn eine Begegniß oder ein Zufall vor seinen Augen geschah, der ihn einer moralischen Lection nöthig zu haben dünkete. Er mußte dann auf der Stelle Thiere von solchen Parallelsitten und Betragen ausfinden, welche mit dem besondern moralischen Zustande der Menschen, die er belehren wollte, zusammenstimmeten. Darum mußte er sich eine weitläufige Erkenntniß der Thiere und ihrer verschiedenen und sonderbaren Arten erwerben, damit ihm bey einem Anlaß das besondere Stük, das er dann zu einer symbolischen Vorbildung nöthig hatte, nicht entstühnde. Zu der andern Art braucht es weniger Vorrath von dergleichen Wissenschaft; man darf nur in Holz und im Feld, insonderheit aber auf der Jagd, auf alles Betragen der zahmen und der wilden Thiere aufmerksam seyn, und so oft etwas sonderbares und merkwürdiges davon zum Vorschein kömmt, sich selber in den Gedanken fragen, ob es nicht eine Aehnlichkeit mit einem gewissen Charakter der menschlichen Sitten habe, und in diesem Falle in eine symbolische Fabel ausgebildet werden könne. Eigentlich zu sagen, werden die Fabeln nach dieser leztern Art nicht so fast **erfunden** als vielmehr **gefunden**; denn zum Erfinden gehöret ein Vorsaz, etwas gewisses, und nicht so allgemeines zu entdeken.

Demnach können sich die Scribenten, die sich eben nicht vornehmen, gewisse Lehrsäze in Fabeln vorzutragen, und die nur ein Buch von Fabeln mit Lehrsäzen, was für Lehrsäze es seyn, schreiben wollen, dieser Art mit gutem Vortheile bedienen, sie können nur auf die Fabeljagd gehen, denn ihre Profeßion ist, daß sie Fabelfänger sind. Zu der erstern Art ist mehr Naturell und ein grösseres Talent, zur andern mehr Arbeit und Glük vonnöthen. Es ist für den Leser eine gleichgültige Sache, ob gegenwärtige neue Fabeln nach dieser oder jener Art verfertiget seyn; genug, daß die Handlungen derselben mit den Lehrsäzen in der genauesten Uebereinstimmung stehen, und je der eine Theil für den andern, wie der Leib für die Seele, und die Seele für den Leib, gemachet zu seyn scheinet.

Sonst verdient der Verfasser auch in der Betrachtung den Ruhm eines Erfinders, weil er keinen besondern Vorgänger in dem Auge gehabt hat, dem er hätte nachgehen wollen. Er hat sich bey sich selbst einen Entwurf von den Eigenschaften einer guten Fabel gemacht, er hat sich an denselben gewöhnt, und sich in dieser Arbeit eine gewisse Fertigkeit erworben. Er hat aus dem Ueberfluß seines Naturells gearbeitet, und Verstand und Empfindung zu seinem Vornehmen angewendet, ohne daß er sein Talent unter das Joch eines andern gefangen genommen habe. Also war er weit von denen Nachahmern entfernt, welche den Geist und die Empfindung an-

derer

derer zu ihrem Leitsterne nehmen, und die selbst in der Untersuchung fremder Schriften nichts weiters denken und empfinden, als was die Verfasser derselben gedacht und empfunden haben.

Nach der Erfindung zog die Erkenntniß der Thiere, die in diesen Fabeln so stark hervorleuchtet, meine Betrachtung auf sich. Dieselbe ist sehr genau, und erstreket sich auf recht absonderliche Stüke und Umstände: Davon giebt die Richtigkeit, womit jedes Thier seiner Natur gemäß in den kleinsten Sachen aufgeführt wird, ein genugsames Zeugniß. Sie werden allemal in einem gewissen Licht ihres eigenen Naturelles gezeiget; ein Betragen, das ihnen natürlich ist, wird in eine kleine Rolle ausgebreitet, welche ihnen eigen ist; der Dichter thut von dem seinen nichts weiters hinzu, als daß er die Folgen dieses Betragens bemerket, oder vielmehr von den Thieren selbst bemerken läßt. Andere Fabeldichter scheinen in dem Wahne zu stehen, die Thiere in den Fabeln seyn nur vermasquierte Menschen, Stattverweser derselben, und Actores menschlicher Handlungen, nicht viel anders als die Comödianten in dem Schauspielhause, als ob die Thiere eine gewisse Geschiklichkeit in der Vorstellungskunst hätten, welche einen Poeten berechtigte, ihnen dergleichen menschliche Rolle aufzutragen. Doch da die Thiere hiezu kein natürliches Geschike haben, sind diese Fabeldichter fertig, sie mit der Geschiklichkeit, den Künsten und der Wissenschaft der Menschen ganz freygebig zu beschenken.

schenken. Sie thun dieses öfters mit solcher Unbescheidenheit, daß sie dieselben beynahe auf den Grad der menschlichen Natur und Fähigkeit erheben. Ihr dürfet nur die Namen der Thiere aus ihren Fabeln wegnehmen, und statt derselben menschliche Namen hinsezen, so werdet ihr eine Erzehlung von menschlichen Personen und Handlungen haben. Ich sage nichts von andern noch ungereimtern Fabulisten, welche die verächtlichsten Werke der Kunst, und zuweilen bloße Zeichen der Dinge zu dergleichen Actoren erhoben, und sie mit aller der Gelehrsamkeit, und dem Wize versehen haben, so sie selbst im Vermögen hatten: Z. E. die Narrenkappen, den Bratenwender, den Fingerhut, die Noten, das große A. ꝛc. In gegenwärtigen Fabeln sind die Thiere keine solche verkappte Harlekine, sie sind in ihrem eigenen und keinem fremden Namen da, und sie verrichten ihre eigenen Handlungen, welche nicht die menschlichen selber sind, wiewol sie mit den menschlichen so viel gemein haben, daß sie vor symbolische Bilder derselben dienen, maßen sie aus gleichmäßigen Neigungen und Sitten, wie dieselben entstehen. Der Hr. Verfasser hat unter der großen Anzahl der Thiere so viele und so verschiedene Züge von Sitten, Neigungen und Leidenschaften, bemerket, die mit den menschlichen analogisch sind, daß er dergleichen wider ihre Natur zu erdichten nicht nöthig gehabt hat.

Und in diesem Stüke giebt die Sorgfalt, womit er die Sitten der Thiere in den geringsten Umständen

ständen beobachtet hat, diesen Fabeln einen grossen und besondern Vorzug. Niemals hat ein Fabeldichter seine Scrupel desfalls höher getrieben. Man wird in seinen Fabeln keinen Hahn finden, der von Edelsteinen ein Urtheil fällte; keinen Frosch, der eine Maus auf die Schultern nähme; kein Pferd, das einen unermüdeten Hirschen überrennte; keinen Bär, der einen lebenden Menschen vor einen todten hielte; keinen Fuchs, der mit der Schär umzugehen wüßte, keinen Adler, der eine Alster auf einem wolbelaubten Baum stiesse; der Schwan singt nicht in seinen Fabeln, und der Pelican vergeußt sein Blut nicht für seine Jungen. Woraus man urtheilen kann, mit was vor Abscheu er die menschlichen und wizigen Handlungen derer Personen ansehe, welche aus Kunstwerken und blossen Figuren der Dinge zu diesem Range erhöhet worden, in deren Munde alle Sitten, Empfindungen, Gemüthsgedanken und Lebensregeln, nothwendig verlohren gehen, und von dem Poßierlichen verschlungen werden müssen; und wo die Sprache der Vernunft, und der Empfindungen, die man ihnen zuleget, nur dienet, das Ausschweifende und Abentheurliche jedem halbwizigen Menschen zu verrathen. Die äusserste Sorgfalt, die unser Verfasser in der Wahrnehmung der Sitten, selbst in den schlechtesten Umständen, bezeiget hat, konnte nichts anders, als Licht, Leben und Wahrscheinlichkeit in seine Fabeln hineinbringen; und sie dienete zugleich, die moralischen Züge, die auf den Menschen zielen, desto deutlicher auszubilden.

Ich betrachtete ferner die Wichtigkeit der Lehren, welche man in vielen von diesen Fabeln wahrnimmt, womit sie sich vor andern beliebt machen.

Die Moraliteten anderer Fabulisten sehen insgemein auf die Beförderung der Wolfahrt in dem gemeinen Leben, die Gemächlichkeit in den Haushaltungen, die Aufführung in Handel und Wandel, und zum höchsten auf den Flor ganzer Staaten; sie haben kaum etwas mehrers, als das politische Leben zum Augenmerke. Unser Verfasser hat die mehresten von seinen Fabeln ebenfalls auf den äusserlichen und politischen Zustand des Menschen gerichtet; aber er ist in nicht wenigen weit tiefer gegangen, und hat den Menschen in seinem allgemeinsten Verhältnisse betrachtet, wie er sich verhält in Absicht auf das Ganze, auf die Schöpfung, auf den Schöpfer, auf den Ort, wo er in der Natur steht, die Ursache, warum er da steht, den Rang, den er hat, die Hoffnung, die er auf die Zukunft haben kann, die Vorsicht, die über ihn wachet. Man wird diese erhabenen Betrachtungen nicht ohne Gemüthes-Erhebung in den Fabeln von **dem Licht und der Farbe**, **der jungen Schwalbe**, **dem Gärtner und dem Wildfange**, **den jungen Schwalben**, **den Bienen**, **den Wachteln**, **der Zeit und der Raupe**, **den Regenwürmern**, antreffen. Man wird sich dabey mit Vergnügen derer gleichmäßigen Lehrsäze erinnern, die man in dem I. Briefe des vortrefflichen

Ver-

Versuches in Betrachtungen des Menschen gelesen hat. Der Fabulist hat zwar die moralischen Lehren, die in seinen Fabeln enthalten sind, nicht angezeiget, damit es nicht scheine, als ob er bey dem Leser sich nicht so viele Scharfsinnigkeit vermuthend wäre, daß er solche in dem fabelhaften Exempel durch sich selbst entdeken könnte.

Auch die Kürze, womit diese Fabeln ausgeführt sind, dienet ihren Werth zu vermehren. Die Thiere sind keine Personen, welche eine lange Unterredung aushalten mögen. Der Fabeldichter hat genug gethan, wenn er ihnen den Ausdruk ihrer gegenwärtigen Empfindungen mittheilt, und sie einen kleinen Schluß machen läßt, der von sich selbst aus den Umständen hervorfällt. Und wenn er in seiner eigenen Person redet, darf er nicht mehrers sagen, als was zur historischen Einführung ihrer Reden nöthig ist; weil die Fabel sonst ihr dramatisches Aussehen verliehren würde, welches dem Leser die Thierpersonen beständig im Gesichte hält. Er verwirft derowegen alle Zierrathen, die nicht eine genaue Verbindung mit den Personen und Sachen haben, und die nicht etwas nothwendiges zu ihrer Erklärung beytragen. Daher bestehen die Zierrathen, die er anbringt, meistens in Beschreibungen. Und darum hat er auch keine solche beyfällige kleinere Lehren in seine Erzehlungen einfliessen lassen, als zwar aus der Sache selbst herfliessen, jedoch mit der Hauptlehre, die hauptsächlich in einer Fabel regieret, nichts zu

 thun

thun haben. La Motte hat zum Lob der Fabeln des La Fontaine gesagt: „ Alles bekömmt unter seiner „ Hand einen Putz, das schlechteste Thier wird wol„ beredt, alles hat Affecte, Charakter und Sitten, „ alles redet und antwortet; man meint man sey „ bey seines gleichen; die Lehren kommen unver„ merkt mit den Zierrathen.“ Man urtheile, ob ein solches Lob nicht mit Tadel ziemlich vermischt sey. In den Fabeln des alten Aesopus, der selbige bey gewissen Gelegenheiten erzehlete, da die Leute, die er unterrichten wollte, in Affecten stuhnden, hätte dergleichen Schmuk den Eindruk gewiß vielmehr gehindert als befördert. Doch La Fontaine muste mehr als ein anderer auf die Zierrathen sehen, weil nur dieser sein eigen war; die Erfindungen, und das Nüzliche waren des Aesopus; nur das Schöne blieb ihm übrig. Ein Erfinder hat alles Recht, sich mit den einfältigsten und natürlichsten Schönheiten zufrieden zu geben, ohne daß er sich fremde und entfernte zulege.

Endlich sah ich die Sprache, die Schreibart, das Sylbenmaß, und die Reimen selbst so beschaffen, daß die berührten Vorzüge dadurch nicht nur nicht verdunkelt, sondern vielmehr erhöhet werden. Die Sprache ist die Schweizerische, als die Landessprache des Dichters. Sie ist so beschaffen, daß wir uns ihrer nicht zu schämen haben, so fern wir nur Gedanken und Einfälle darinnen ausdrüken, welche die Sachen jedesmal ihrer Natur gemäß vorstellen. Das

ist es, was von der bestfliessenden Sprache erfodert wird, und was der schlechtesten einen gewissen Werth mittheilt. Und wenn wir nur dieses in unserer eigenen Mundart thun können, so kann man uns so wenig mit einigem Rechte zumuthen, daß wir in der Leipzigischen Mundart, als daß wir in der Parisischen schreiben. Deutschland ist, wie vormals Griechenland, in verschiedene Herrschaften eingetheilet, welche einander nichts zu befehlen haben. Die Griechen hatten ihre verschiedenen Dialekte; die Deutschen haben ebenfalls die ihrigen. Wer ist nun in Deutschland im Stande, daß er den seinigen, als den besten, den andern aufdringen könne? Wer schreibt uns hier gewisse und verbindliche Geseze vor? *

Die Schreibart ist einfältig, aber nicht niederträchtig. Man hat den Thieren keine höhere Sprache gegeben, als mit den Affecten und dem kleinen Grade der Vernunft, den sie zeigen, übereinstimmete. Es war genug, daß sie die klaren Wahrheiten, die ihnen vor Augen lagen, nebst ihren Empfindungen ausdrüketen. Sie haben die Figuren und Tropen nicht gelernet. Auf der andern Seite war auch keine Ursache da, warum man ihnen die Redensarten der Lotterbuben hätte in den Mund legen sollen. Die Würde vernünftiger Personen, zu der man sie erhoben hatte, erlaubete solches nicht. Wo denn der Poet für sich redet, war billig, daß er sich nach der

* Sehet Wernikens Ueberschriften Bl. 64. 133.

Redensart seiner Personen richtete, zumal da er nur einen Geschichtschreiber derselben vorstellete.

Das Sylbenmaß und die Reime sind die Sachen, über welche sich die kleinen Bedienten der Critik am liebsten aufhalten; massen es auch die leichteste Arbeit ist. Ich zweifle darum nicht, sie werden sich geschäftig erzeigen, einige besondere Freyheiten, die sich unser Poet in diesen beyden Stüken genommen hat, auszusezen. Doch, daß ich ihnen die Arbeit solcher wichtigen Entdekungen noch mehr erleichtere, so will ich ihnen eröfnen, daß ein Paar Alexandrische Verse ohne den Abschnitt hingesezet worden, und daß unter den Reimen ein Duzend sogenannte reiche Reime seyn.

Der Verfasser der Schäfererzehlungen war der erste, der den Muth gehabt, den Abschnitt in dem Alexandrischen Verse aus der Acht zu sezen. Dadurch hat er denselben ungemein bequemer für die langen Werke unsrer Sprache gemachet; ohne daß der Wolklang oder die Lunge dabey gelitten hätten; hingegen ist damit dem Ekel ein wenig geholfen worden, der aus der beständigen Gleichheit des Sylbenmasses in einem Verse entstehen muß.

Reiche Reime heißt man folgende: **Weide, Schnabelweide; boten, entboten; gerathen, entrathen; danken, Gedanken.** Wenn je der Reim Symphonie in sich hat, so ist

diese

diese gewiß völler, wenn der Mitlauter vor dem Selbstlauter in den Reim kömmt. Die Franzosen, die Engelländer, die Italiener haben dieser Reimart einen Plaz in ihren ernsthaftesten Gedichten gegönnet. Man würde sich darum verdächtig machen, daß man wunderliche Ohren hätte, wenn man sie der Härtigkeit beschuldigen wollte; nachdem obige zärtliche Nationen nicht nur nichts dergleichen, sondern vielmehr Wolklang darinnen empfinden. Dazu kömmt, daß unsere Poesie mit Einführung derselben um eine ziemliche Anzahl Reime bereichert wird. Nachdem sie einen solchen Mangel an Reimen leidet, stühnde uns sehr übel an, daß wir diese aus einem übelgegründeten Ekel verwerfen wollten.

Wenn ich weitläuftiger hätte seyn wollen, so hätte ich noch mehrere Vorzüge dieser **neuen Fabeln** bemerken können; Vorzüge, welche die Lust, so ich daran empfangen habe, natürlicher Weise haben hervorbringen müssen. Da ich versichert bin, daß sie eben dergleichen angenehme Würkungen auf andere Leser thun werden, habe ich den Herrn Verfasser gebeten, daß er mir vergönnete, sie durch den Druk an das Licht zu stellen, damit eine desto grössere Anzahl unserer Landesleute dieses Vergnügens mit mir theilhaftig gemachet würden. Ich hatte genug zu thun, bis ich ihn dazu bereden können; und ich glaube schier, daß er mir vielmehr aus Gefälligkeit gegen mir, als aus Begierde sich die gelehrte

Welt

Welt zu verbinden, Gehör gegeben habe. Wie dem seyn mag, so hoffe ich, daß die Leser ihren eigenen Nuzen schon genug verstehen, und einen Scribenten, der so geschikt zu ihrer lehrreichen Belustigung schreiben kann, durch ihren Beyfall aufmuntern werden, sich auf dieser Rennebahn ferner zu üben.

Ein
Stük in die Geschichten
der
deutschen Fabeln.

Doctor Triller hielt sich durch die Entdekung der Fehler in seinen Fabeln so sehr beleidiget, als wenn der Verfasser der critischen Dichtkunst * und nicht er selbst sie begangen hätte. Man hatte ihm gezeiget, daß in den meisten von denselben nichts anders geschähe, als daß eine absonderliche menschliche Handlung einem Thiere zugeleget würde. Es fehlte ihm nicht an gutherzigen Gönnern, die sich des beleidigten annahmen. Als in der Sammlung der Zürcherischen Streitschriften zur Verbesserung des Geschmakes zuerst viere von den Fabeln des Hrn. M. v. K. gegeben wurden **, übten diese ihren Zorn an denselben. Sie sagten in einem Tone, der ironisch seyn sollte, † daß diese Fabeln den wolgebildeten Leib des Aesopus an Schönheit überträfen, daß Triller, dieser elende Fabeldichter, alle die

* von Zürich. ** im eilften Stük.
† im siebenden Stüke der Bemühungen zur Beföd. der Critik.

Züchtigungen verdiente, mit welchen er von den Zürchern bestrafet worden. Dann sezten sie die Trillerischen Fabeln von dem Knäblein, das den Rhein ausschöpfen will, und von dem Kinde, das einen Frosch auf einen Pful von Sammt legete, den Zürcherischen Fabeln von der Meise, die im Winter hüpft und fleugt und singt, und von der Lerche, die vor dem Storche fliehet, entgegen. Sie sagen ganz lustig, einige Kaufleute in Sachsen wollten Meisen aus der Schweiz bringen lassen, die Zizipa riefen, und sie in ihre Wälder sezen; und, die Natur sey in ihren Geschöpfen sehr mannigfaltig, weil in andern Ländern die Lerchen tirelierten, in der Schweiz aber Vivant sängen.

Als das halbe Hundert von Fabeln im Jahr 1744. herauskam, gaben sie in denselben **Bemühungen** * eine Beurtheilung derselben, die aber mehr an der Vorrede zu den neuen Fabeln als an den Fabeln selber zu tadeln suchet **. Es ist bekannt genug, daß der Magister Mylius die **Bemühungen** geschrieben, und daß er doch nur der Verfechter eines Mannes gewesen, der für ihn gedacht hat. † Unser Fabulist begnügte sich daran, daß er diesen ungeschikten Richtern mit einer Fabel antwortete. Es war diese:

Der

* Im eilften Stük.
** Freymüth. Nachr. von 1745. Num. XXXV.
† - - - - - - - von 1755. Num. VII.

* * *

Der Esel und der Fabeldichter.

Es verdroß den Esel, daß der Fabelfänger ihn nicht mit andern Thieren eingeführt hätte. Darum als eines Tages derselbe über den Kohlmarkt gieng, stund er ihm in seinen Weg, und sagte: Du hättest mir wol auch die Ehre beweisen und mir in deinen Fabeln ein Pläzgen einräumen können. Hast du doch auch den Feigenbaum, den Wildfang, und den Weg selbst, aufgeführt, welche eben nicht vornehmer sind, als ich bin. Doch ich kann mich leicht darüber zufrieden geben. Vielleicht hättest du mich nur etwas wider meine Natur handeln oder reden lassen; du hättest mich wol nach einer Leyer tanzen lassen, oder mich einer Cokette zum Aufwärter gegeben, und dabey meine angebohrne Ernsthaftigkeit in keine Betrachtung gezogen. Man hat mir gesagt, daß du noch wol gröber wider die Sitten und Manieren einiger Thiere gefehlt habest. Ich habe es von guter Hand, und damit du nicht meinest, ich mache nur Wind, so will ich dir sagen, was und woher ich es weiß. Als ich jüngst vor einem Hause stund, wo mein Meister Kohl und Rüben verkaufte, hörete ich den Magister Kaltbrand von deinen Fabeln reden. Der Fabelfänger, wie er sich selbst nennt, sagte er, würde viel zu thun haben, wenn er es vertheidigen wollte, daß die Wachteln über die See fliegen, der Krebs im Grase an einem Sumpfe herum spaziert, die Schafe und die Tau-

ben unter einander leben, die Meisen Zizipa singen, und die Lerchen Vivant rufen. Er fügte hinzu, es hätten schon einige Kaufleute Gelder zusammen geschossen, um solche Wachteln, Krebse, Schafe, Tauben, Meisen und Lerchen aus der Schweiz bringen zu lassen, und sie in ihre Wälder und Wiesen zu sezen. Der Fabulist hörte diese Worte des Esels mit Gedult an, und als er ausgeredet hatte, erwiederte er: Meine Gedanken waren niemals dich aus meinem Fabelbuche auszuschliessen, ich wartete nur auf einen Anlaß, da ich dich mit guter Art auf die Schaubühne bringen könnte. Was dann die Urtheile über meine Fabeln anbelangt, so hast du wizig gethan, daß du sie einem Magister in den Mund geleget hast; denn hättest du sie unter deinem eigenen Nahmen vorgebracht, so konntest du leicht vorher sehen, daß jedermann gesagt hätte, es wären Reden eines Esels. Wegen dieser Bescheidenheit will ich dich in der ersten Fabel, die ich schreiben werde, auftreten lassen.

* * *

Niemand ist der Natur und den Sitten der Thiere getreuer als unser Fabeldichter, er würde sich nicht erlaubt haben, eine Falschheit zu nuzen, die in einen allgemeinen Ruf der Wahrheit gekommen, wie z. E. der Gesang des Schwanes dieses Schiksal gehabt hat.

Ungefehr zu einer Zeit mit seinen Fabeln kam auch an den Tag der aufrichtige Unterricht

in

in der Kunst Fabeln zu verfertigen, Johann Wursten von Königsberg mitgetheilt von Dan. Stoppen. Stoppe und Bok haben öfters Werke der Kunst, Werkzeuge, todte oder gar mißglükte Werke der Natur, ja selbst blosse Figuren und Zeichen der Dinge zu vernünftigen Menschen erhoben, und ihnen Stand, Würde und Aemter mit der nöthigen Geschiklichkeit mitgetheilt; Sie werden in dieser kleinen Schrift nicht lächerlich gemachet, aber wol in ihrer eigenen äusserstlächerlichen Gestalt vor Augen gestellt. Dieses critische Werkgen ist in den wahren, eigenen, Gedanken unsers Verfassers geschrieben.

Stoppe war damals im Begriffe einen Nahmen zu bekommen. In den critischen Beyträgen Hrn. Gottscheds ward er wegen seiner neuen Erfindungen dem la Motte an die Seite gesezet. Ich erinnere mich, daß man ihn für Hagedorns Nebenbuhler, in der Kunst Fabeln zu machen, gegeben hat. Wer an den Stoppischen Fabeln Geschmak findet, der muß nothwendig auch Vergnügen an der Fabel von dem Pabst und dem Kräuterbündel haben.

Im Jahre 1749. sind in Hamburg neue Fabeln und Erzählungen herausgekomen, in welchen Stoppens Handgriffe mit der glüklichsten Ausschweifung angebracht sind.* Und noch in den spätern Jahren haben

* Freym. Nachr. von 1749. Num. XXVII.

haben Leute von bessern Einsichten sich nicht geschämt, einen gewissen Gebrauch davon zu machen.

Die Zürcherischen Fabeln bekamen einen mässigen Beyfall von den gelehrten Zeitungsblättern. Mylius urtheilte, wenn man nach den Fabeln des Schweizers Hrn. Gellerts Fabeln läse, so wäre es einem nicht anders, als wenn er aus dem Scheine des Mondes in das Licht der Sonne gesezet würde. Damals hatte doch Hr. Gellert noch keine Fabeln geschrieben, als die Syrene in dem Bette des Schäfers, den Affen in der Maske des Stuzers, die Lerche die mit ihrem Bilde im Spiegel wetteifert, und einige andere von dieser Art, welche er selbst vor kurzer Zeit seinen unbilligen Gönnern zur Schande wieder auflegen lassen, und zugleich verurtheilet hat.

Schon lange denket dieser geschiktere Erzähler ganz anders, als er in der Abhandlung de poesi Apologorum gedacht hat, wo er sich noch vorstellen konnte,* daß Stoppe vielen Wiz habe, und und daß seine Fabeln ihm hätten Ehre machen können, wenn er sie, wie die Bären ihre Jungen, geleket hätte. Ich zweifle auch nicht, daß er nicht längst begriffen habe, daß ein historisches Begegniß zu einer Erdichtung werden kann, und daß die Thiere so lange reden dürfen, als sie etwas nothwendiges zu sagen haben.

Ich

* Freym. Nachr. von 1745. Num. XLV.

Ich finde in den freymüthigen Nachrichten vom Jahre 1745. einen seltsamen Artikel, der hierher gehöret.* Man erdichtet da, daß in Hamburg ein Fabulist sey, der in den Coffeehäusern und andern öffentlichen Zusammenkünften oft gesehen werde. Er rede nicht viel, und was er rede, seyn gemeiniglich Fabeln. Er sey in allen Gesellschaften willkommen, und dürfe ungebeten an die Tafel der Vornehmen und der Gemeinen sizen. Seine Vorstellungen seyn auf die Personen und die Umstände so geschikt gerichtet, daß man seine Meinung nicht verfehlen könne, wenn er gleich die Lehre nicht mit Worten ausdrükete. Ob er gleich oft empfindliche Wahrheiten sagte, so fände sich niemand dadurch beleidiget, weil die scharfsinnige Einkleidung das widrige davon nähme. Ich will den ganzen Artikel aussezen: ** Hamburg: Wir haben hier einen Fabulisten, Namens Hermann Axels, der durch die geschiktesten Erfindungen seiner Fabeln, und noch mehr durch die besondere Anwendung derselben ein grosses Aufsehen machet. Er gehet nicht auf Fabeln wie auf Beute loß, damit er, wenn er zwey- oder dreyhundert Stüke zusammen gebracht hat, ein Buch daraus mache, und sie unter dem Titel des neuen Aesopus oder Lokmanns der neugierigen Welt mittheile. Er erfindet, er erschaffet seine Fabeln. Man siehet ihn gemeiniglich auf den öffentlichen Zusammenkünften, Spazierpläzen, in den Coffeehäusern, auf Gastgeboten,

* Num. XLVI.

** Im neunten Briefe.

boten und Hochzeiten; er begiebt sich auch in die Werkstätte der Künstler und Handwerker. Er ist sehr sparsam und beynahe karg mit Worten,

- - - mireris ut unum
Egregii mortalem, altique silenti.

Aber er ist desto aufmerksamer auf das Thun und die Reden anderer Leute. Wenn er dann den Mund eröfnet, so geschieht es insgemein mit einer Fabel, einer Parabel, oder sonst einer allegorischen Erdichtung. Er ist an allen Orten willkommen; er darf ungebeten bey den Tafeln und Gastmälern vornehmer und geringer Personen einen Plaz nehmen, ohne zu fürchten daß man ihn scheel anschaue. Jedermann hält dafür, daß seine Zeche durch die Fabeln, die er unter die Gespräche mischet, und die ihm niemals entstehen, überflüßig bezahlt sey. Da die Personen, auf welche seine Fabeln gerichtet sind, ganz bekannt, und öfters selbst gegenwärtig sind, da jedermann sich mit ihren Begebenheiten unterhält, so erhalten seine allegorischen Vorstellungen daher einen besondern Reiz. Er darf nicht erst vor oder nach einer Erzehlung sorgfältig anzeigen, was er damit habe anzeigen wollen. Seine Vorstellungen sind auf die Personen, Dinge, und Umstände so geschikt gerichtet, daß niemand seine Meinung verfehlen kan. Ob er gleich empfindliche Wahrheiten sagt, so findet sich doch niemand dadurch beleidiget, massen die fremde wiewol sinnliche Einkleidung derselben alles widrige benimmt, oder verbirgt. Er macht eine

ernst-

ernsthafte Mine, und wiewol seine Fabeln öfters scherzhaft sind, so behält er doch sein ehrbares Gesicht.

Ein hungriger Magister wollte ihm sein Fabelgewerbe nachmachen, er lernte etliche Dutzende von Stoppens und Bokes Fabeln auswendig, und ließ sich damit hier und dar in Gesellschaften hören. Es ist wahr, er machte die Leute damit lustig, aber er lehrte sie nichts; man fand darinnen keine Sitten, die durch die Sitten anderer Menschen, oder der Thiere vorgestellet wären; es waren Sitten der Menschen, die den Thieren, den leblosen, und den verächtlichsten Dingen aufgeleimet waren. Man lachete über die Ungereimtheit, und man litt den Magister als einen Pikelhering. Für einen Moralisten hat ihn noch niemand erkennen wollen. Unser moralischer Fabulist schreibt seine Fabeln nicht; er ist daran so reich, daß er, ohne es zu merken, einige verlieren kann; und es ist ihm ein leichtes, den Verlust durch neue zu ersezen. Indessen haben seine Zuhörer eine Menge derselben im Gedächtnisse behalten, und es steht zu fürchten, daß bald ein ungebetener Verleger der Welt einen Band derselben überliefern werde.

Man redete von Cäsar, der die Herrschaft über Rom durch die Ermordung mehr als einer Million Menschen erlanget hätte; man tadelte, man vertheidigte, man lobete ihn. Arels sagte nichts dazu, als daß er die Fabel von dem Löwen erzehlete, der ein ganzes Gebürge zur Einöde gemacht hatte; nur et-

 liche

liche wenige Steinböke hatten sich auf hohe Felsen gerettet. Denselben rief der Löwe zu, daß sie hinunter kommen und ihm huldigen sollten. Sie schlugen es ihm ab, und sagten, daß keiner dadurch zu einem rechtmäßigen Fürsten würde, weil er eben so viele Bosheit, als Stärke hätte.

Ein Cadet rühmte sich, daß er in der Schlacht bey Czaslau dem Baron Trenk das weisse in den Augen gesehen hätte; da doch jedermann wußte, daß er Trenken und Czaslau niemals anders, als in der Abbildung gesehen hatte. Demselben erzehlte der Fabulist die Fabel von der Maus, die einer gemahlten Kaze auf den Kopf getreten.

Ein junger Mensch ließ ein Schäfergedicht von seiner Arbeit unter des Herrn von Hagedorn Namen druken. Hermann Axels erzehlte darüber die Fabel von der Dole, die einem Schäfer die Flöte genommen, und sich geschmeichelt, daß sie so angenehm, als derselbe, darauf spielen wollte.

Ueber die berüchtigte Uebersezung der Aeneis durch Schwarz, erzehlte er die Fabel vom Fuchse, der den Dachs durch seinen Gestank aus dessen eigenen Höle vertrieben, und sich derselbigen bemächtiget hatte.

Ein Magister rühmte den Wiz, den Stoppe in seinen Fabeln gezeiget, und meinte, Stoppe

würde damit ungemeine Ehre erholet haben, wenn er mehr Arbeit daran gewendet hätte. Der Fabulist hatte alsobald die Fabel von der Bärin bereit, welche ihre Jungen noch immer lekete, ungeachtet sie schon die völlige Gestalt der Bären hatten: sie sagte, daß sie selbige so lange leken wollte, bis daß sie die artige Bildung der Hirschen und Rennthiere bekämen.

In den critischen Briefen von Zürich vom Jahre 1746, wird diese Erdichtung fortgesezt, und man liefert uns da einige von den Fabeln dieses seltsamen Menschen. Man giebt uns seine Gedanken von der besten Verfassung einer Fabel. Ihm wird die Erfindung einer neuen Art von Fabeln zugeschrieben *. Diese erzähleten die Thiere einander, und sie nähmen sie in dem Reiche der Menschen, wie die Menschen ihre Fabeln in dem Reiche der Thiere suchen. Man erhöhete die Erkenntniß der Thiere auf den Grad, auf welchen sie schon in den gewöhnlichen Fabeln von vielen Fabeldichtern ohne Noth gesezet worden. Hier würde ihnen die Kraft zu beschämen, die sie in dem Munde der Thiere bekämen, Nachsicht und Verzeihung verdienen. Es verdrießt mich, daß unsere geschiktere Fabulisten ihren Talent nicht in dieser Art versucht haben. Die Fabel von dem Thieradel hätte auf diese Art eingerichtet werden können, man hätte ihr nur die Wendung geben

* Im zehnten Briefe.

dürfen, wie im XXVIII. St. der freym. Nachrichten von 1756. erinnert worden.

Hermann Axels wird auch der Gedanke zugeleget, daß man anstatt den Lehrsaz der Fabel mit trokenen Worten auszuzeichnen, mit mehr Anständigkeit in der Aufschrift der Fabel die Gelegenheit erwähnen könnte, bey der sie verfasset worden; welches die lehrreiche Absicht, die man gehabt hat, genugsam entdeken würde.

In den neuen critischen Briefen von 1749. hat man diesen erdichteten Fabler nochmals eingeführt. Weil man von ihm gerühmt hatte, daß er nicht einem Paar Thiere etwas begegnen lasse, und dann ihnen einige wahrscheinliche Gedanken und Reden in den Mund gebe, sicher, daß allemal ein Lehrsaz, was es vor einer seyn mag, darinnen ligen werde: sondern daß er umgekehrt zuerst die Wahrheit, die er lehren will, bey sich bestimme, und hernach den symbolischen Fall in einer wahrscheinlichen Thierhandlung aufsuche, so ward von ihm eine Probe dieser Fertigkeit gefodert; man gab ihm etliche besondere Fälle auf, und bat ihn sein Urtheil darüber in Fabeln zu ertheilen. Aus diesem Handel hat er sich mit aller Ehre heraus geschwungen.

In diesen neuern critischen Briefen sind auch Beurtheilungen der Fabeln des Engelländers Gay und des **Reinikefuchses**. Der erstere verbirgt

durch

durch die poetische, angenehme Ausbildung grosse Ungereimtheiten; dem andern redet eine ungezwungene, nachdrükliche Einfalt das Wort für eben dergleichen Verstellungeu. Die beste Entschuldigung, die man für die menschlichen Gedanken und Geschäfte der Thiere noch gemachet hat, ist daß es verwandelte Menschen seyn, die unter der Thiergestalt die menschlichen Geschiklichkeiten behalten haben. Und mit dieser Entschuldigung müssen sich selbst einige behelfen, die in den leztern Jahren sich in Fabeln versucht haben.

Ich kann nicht sehen, daß ihre Theorie von der äsopischen Fabel genugsam befestiget sey. Einer von ihnen hat eine so kleine Meinung davon, daß er es zum Lehrsaze seiner ersten Fabel machet, und der **Fabel**, aus der er eine mythologische Person machet, für ihr Glaubensbekenntniß giebt, sie sey nur eine Zeitvertreiberinn für Kinder *. Tiefer hinunter kann den Aesopus nur Stoppe stürzen. Doch der Fabulist mag gleichgültig seyn, das Herz der jungen Leute zu verbessern; er habe nur die kleine Absicht sie zu belustigen: wenn er aber eine gute äsopische Fabel machet, so wird sie auch ohne seinen Vorsaz unterrichten. Denn die Handlung, die sie vorstellt, wird allezeit wahrscheinlich seyn, und von einem Ausgang gefolget werden, der natürlicher Weise daraus entstehen muß; und wenn sie so ist, so wird sie

* Freym. Nachr. von 1756. Num. XXVIII.

nicht ohne ähnliche, ohne gleichmäßige seyn, die einigen Menschen etwan begegnen, und andern dann zu lehrenden Beyspielen dienen. Dieses ist eben das Lehrreiche, welches jegliche Geschichte begleitet; und das Lehrreiche der würklichen Historie ist kein anderes. Alle Handlungen, die in der Historie vorkomen, sind symbolische Vorstellungen von Gutem und Bösem; darum weil sie Exempel sind, bey welchen wir gleichmäßige Thaten beurtheilen können. Die fabelhaften Geschichten haben vor den historischen nur das Besondere, daß sie, da sie nach einem idealischen Muster der Vollkommenheit entworfen sind, mehr Stärke, mehr Glanz, mehr Ausdähnung, mehr Erhabenheit haben. Die Thiere werden eben darum von Instinkte zu Vernunft erhoben, damit ihre Handlungen frey, und so zu Beyspielen für die Menschen tüchtig werden; so daß man sie bey ähnlichen Gelegenheiten zu Mustern des Thuns oder Lassens nehmen möge.

Der Pater Bossü hat die äsopische Fabel nicht erhöhet, und die Epopöe verkleinert, da er gelehrt hat, daß in der epischen grossen Handlung eine einzige moralische Lehre eingeschlossen seyn müsse; daß man in dieser Dichtungsart keine andere Absicht habe, als eine einzelne Staats- oder Lebens-Regel durch ein Exempel vorstellig zu machen. Der Epopöe gebührt es mit einem weitläuftigern Vorhaben eine vollständige Abbildung des menschlichen Lebens zu liefern, wo nicht allein die natürlichen Folgen der Handlungen, sondern die Temperamente und Nei-

gungen

gungen der Menschen mit den innwendigen Springfedern der guten Handlungen und der Abweichungen von Ehrlichkeit und Tugend vor Augen gebracht werden. Mit dem kleinern Ruhme den Menschen in irgend einem sehr besondern Umstande und absonderlichen Vornehmen ihre Dienste zu thun, und ihm eine Fakel vorzuhalten, begnüget sich die äsopische Fabel, und mehr können wir von einem so kurzen Gedichte nicht fodern. Die Thiere, welche sie so gerne zu Personen erwählt, können ihr mit keiner Wahrscheinlichkeit eine Handlung mittheilen, die über ein kleines, sehr einfaches, Vornehmen hinaus gedähnt sey. Das wenige, das sie mit menschlichen Sitten gemein haben mögen, erlaubet nichts mehrers; und die Ausbreitung einer solchen Fabel in die Länge der epischen Gedichte würde nur ein poßierliches Werk geben, wie der Reinike Fuchs ist.

Ein andrer von unsern Fabulisten scheint in dem seltsamen Wahne zu stehen, daß die Fabel eine solche genaue Allegorie sey, die erfodere, daß alle Umstände der erdichteten Geschichte ihr Gegenbild in der Moralität oder der moralischen Absicht, die man im Auge hat, haben müssen. Ich zweifle zwar, daß er verlange, der Bach in der Fabel vom Schafe und Wolfe müsse etwas moralisches bedeuten; aber er verlanget doch, daß der Widerhall in der Fabel von der Lerche, die sich im Spiegel sieht, und für eine andere hält, mit der Moralität dieser Fabel, mit dem Ehrgeizigen, in einem gewissen Verhältnisse stehen,

hen sollte *. Vermuthlich hat Batteux ihn verwirret, der unbestimmt genug sagt, die äsopische Fabel sey eine Erzählung einer allegorischen Handlung, die ordentlicher Weise den Thieren beygelegt werde; die Allegorie und die Fabel seyn einerley Sache. Zuvor hatte er gesagt, die Fabel sey das Schauspiel der Kinder, sie unterscheide sich von andern Schauspielen nur durch die Geringfügigkeit der spielenden Personen; die Fliege und die Ameise spielen da nach ihrer Art Menschen; sie führen eine lehrreichere Comödie auf als die Spieler in menschlischer Gestalt; man mahle die Sitten der Menschen an den Thieren; die Thiere seyn die Copisten der Menschen, deren Rollen sie, ein jedes nach einer gewissen Analogie in den Charaktern, angenommen haben. An einem andern Orte giebt er die äsopische Fabel für eine Metapher, für eine Vergleichung, für ein kurzes Räthsel. Er sagt uns, daß die Allegorie ein durchsichtiger Schleyer sey, worunter man ein Ding halb verbirgt.

Ich zweifle, daß alle diese Erklärungen mehr erläutern als verdunkeln. Stoppe kann darinn etwas für sich finden. Umsonst erwarten wir, daß Batteux uns sage, worinnen die Analogie in den Charaktern der Thiere und der Menschen bestehe. Er scheint nicht zu wissen, daß die Fabeln Exempel von ähnlichen Handlungen sind, die darum lehrreich sind, weil sie Exempel sind. Ist es sein Ernst, daß die

Thiere

* Freym. Nachr. von 1757. Num. V.

Thiere Acteurs menschlicher Handlungen geben, und sieht er nicht, daß es zu gewaltthätig ist, sie in Menschen zu verwandeln, die der Menschen Sitten, Gebräuche, Wissenschaft besizen? Siehet er nicht, daß ihre nothwendigen, einförmigen, und eingeschränkten Sitten und Instinkte zu einer Reihe von Anschlägen nicht zureichen? Wir müssen zufrieden seyn, wenn wir in den Sitten und Geschäften der Thiere, die von ihrem Instinkte entstehen, nur bisweilen solche entdeken, welche einige Aehnlichkeit mit den menschlichen haben, so daß wir sie für freye Sitten und Verrichtungen geben dürfen.

Batteux hätte uns auch etwas mehr als allgemeines von der Wahrscheinlichkeit der äsopischen Fabel lehren sollen. Ich wollte gern von ihm hören, ob die Fabel, wenn sie lediglich als eine Handlung betrachtet wird, nicht den Sitten, der Natur, der Fähigkeit der Thiere getreu bleiben müsse, ob man die Sitten von den Menschen nehmen und sie den Thieren zulegen könne, wie den Acteurs, die von dem menschlichen Geschlechte genommen werden, gegönnet ist. Ich wollte ihn fragen, auf welchen Grund man den Instinkt zu Vernunft erhöhen dürfe, und mit welcher Mäßigung dieses geschehen müsse. Man könnte ihn noch viel fragen, das er aus überflüssiger Bescheidenheit verschweiget. Aber er ist zu entfernt, als daß er unsere Fragen vernehmen könnte, diejenigen sollten für ihn antworten, die ihn zum poetischen Lehrer Deutschlandes aufgeworfen haben. Sagen

sie uns, ob wir Grundes genug haben, den Thieren die ganze, starke Vernunft der Menschen zu leihen, und sie zu unsern Sachwaltern zu machen, damit sich das Interesse verliehre, welches sich sonst ins Spiel mischt, wenn wir die Exempel aus unserer Sphär nehmen; ob die Handlungen, die man die Thiere über ihren Instinkt und ihre Fähigkeit hinaus, mit hoher Vernunft und menschlicher Geschiklichkeit, als Comödianten nachmachen läßt, für Exempel dienen können, und die exemplarische Kraft der Exempel haben, die darum lehren, weil sie uns eine ähnliche Handlung vor Augen legen? Sagen sie uns ganz genau, ob mehr symbolisches, mehr allegorisches in der Beschuldigung liege, welche der Wolf am Bache dem Schafe machet, als in des Marcus Ansprache auf Virginia, die er für seine Sclavin fodert; ob das symbolische nicht in beyden Geschichten von einer Art sey; wie der Wolf ein Bild der Gewaltthätigkeit ist, ob nicht Appius ein solches sey; wie das Schaf ein Bild der unterdrükten Unschuld ist, ob nicht Virginia ein solches sey.

Indessen, wenn ein Autor, der sich vorgenommen hat ein Buch von Fabeln zu schreiben, in der Theorie von der Natur und den Eigenschaften der äsopischen Fabeln so stark wäre, als man nur wünschen kann, so sollte er noch wissen, und es nicht leicht aus dem Sinne schlagen, daß die Wissenschaft der Regeln und der Kunst so wenig zulangt, einen Poeten oder nur einen Fabulisten zu machen, als sie

einen

einen Menschen der an den Füssen lahm und in den Schenkeln contract ist zu einem Tanzmeister macht. Der Genie, die vivida vis animi, der phantasiereiche Geist, dieser Spürhund der Poeten, wahre Gelahrtheit, Erfahrung der Welt, scharfer Verstand in der Anwendung der Regeln, muß dazu kommen.

Ich verstehe durch die Erfahrung der Welt nicht die Erkenntniß derjenigen Welt, welche in den Umgang mit einer Menge Leute, in die brausenden Gesellschaften von Herren und Damen, in die Bekanntschaft mit galanten und wizigen Frauenspersonen, in den Besuch der berüchtigtsten Coffeehäuser, oder auch in den Aufenthalt an den Höfen der Grossen – eingeschlossen ist. Der Begriff, den ich mit dem Nahmen **Welt** verbinde, ist von einem ungleich grössern Umfange. Denselben zu erlangen gehört sich das innre Auge des Plato, welches Myriaden von leiblichen Augen übertrift, und uns die Gedanken, den Entwurf und die Absichten des Schöpfers entdekt, das ganze System der Wahrheiten, die Richtschnur aller Bewegungen unsrer Seele, aller Handlungen des ganzen Menschen, die Grundgeseze, durch welche das ganze Wohl und Uebel des Menschen, die Thaten und das Schiksal der Könige und der Bürger, der Nationen und Privatpersonen bestimmt wird.

Gegen diesen weitläuftigen Begriff ist dasjenige, was man in den angenehmen Gesellschaften artiger Leute und in dem Getümmel des Hoflebens

 selbst

selbst lernet, nicht viel mehrers als ein Schmetterling, der in der Sonne flieget, um sich her entdeket.

Die **Welt**, erklärte sich neulich ein philosophischer Kopf, bedeutet ungefähr die Art zu denken und zu leben, die unter allen denen üblich ist, die in einem Reiche Leute von Stand oder Rang, Gens de qualité, honnêtes Gens, genennt werden. Sie ist die Schule, in welcher man von dem ganzen Umfang derjenigen Pflichten unterwiesen wird, welche die **Ehre** gebietet; aber nicht die Ehre die von der Tugend unzertrennlich ist, sondern die ein Gespenst der Tugend und eine Larve der Freiheit ist. Sie besteht darinnen, daß man sich durch allerley äusserliche Handlungen, die einen Schein der Tugend oder der Freiheit haben, in Ansehen sezet, und sich dadurch einen Vorzug vor seinesgleichen erwirbt. Die Eitelkeit ist die wahre Springfeder der Handlungen dieser Leute, und alles, was sie unter den Wörtern noblesse, franchise, politesse, bienséance, sçavoir vivre versteht, löset sich in Dunst und Eitelkeit auf. Diese vermeinten Vollkommenheiten zu besizen, wird weder Verstand, noch Tugend, noch Gelahrtheit, oder irgend ein wahres Verdienst erfodert; es kömmt alles nur darauf an, daß man durch gewisse äusserliche Zeichen, Gebehrden, Redensarten, Manieren, durch eine gewisse Wendung die man seinen Handlungen giebt, in den Leuten die Meinung erweke, als ob wir grosse Vorzüge und Vollkommenheiten besizen. Man begiebt

sich

sich der wahren Weisheit, der wahren Großmuth, der wahren Freiheit; alle diese Tugenden sucht man nur in der Art sich zu gebehrden, sich zu kleiden, sich auszudrüken, und dergleichen.

Man kann es durch die weitläuftigste Gelahrtheit in dieser kleinen Welt, die sich mit dem Titel der grossen brüstet, in der Poesie nicht weiter bringen, als einen Sieg des Liebesgottes *, einen Versuch von der Gesezgebung **, eine Thusnelde †, ein befreites Deutschland †, — zu schreiben. Für die homerische Epopöe, für das euripidische Trauerspiel, ist diese Wissenschaft nicht zulänglich; der sich allein damit behelfen muß, wird selbst nur eine schlechte stoppische Fabel statt einer Aesopischen verfertigen.

Die Kenntniß derjenigen Welt, die Plato, die Homer, die Euripides, die Aesopus gekennet haben, die nicht in die Cirkel einer brausenden Ridotta, oder der anstekenden Hofluft eingeschlossen war, die sich über das Schiksal und das Thun des ganzen Menschen, des Geschlechtes der Menschen erstrekete, muß bey demjenigen seyn, der uns Iliaden, Electren, Hippolyten, oder Argonauten, und geraubte Helenen -- liefern soll.

Wer diese Kenntniß besizt, und dazu mit einer lebhaften Einbildungskraft und einem scharfen Verstande begabet ist, dem werden diese grossen Eigen-

 schaften

* Uzens. ** Duschens. † Schönaichens.

schaften die Regeln durch sich selbst entdeken lassen, wenn er sie gleich nicht in Kunstbüchern vor sich fände. Aesopus hat sie so wol als Homer mittelst derselben gefunden, und mittelst derselben haben diese grossen Geister sich in solchen besondern Umständen und Fällen ihrer Fabeln zu helfen gewußt, für welche der theoretischte Kunstlehrer keine Regeln gegeben hat, noch ohne eine unendliche Weitläuftigkeit geben köñte. Gleichwie die bürgerlichen Geseze uns vornehmlich vor den Uebeln Hülfe schaffen, welche vorhanden waren, oder welche man vorhergesehen hatte; wenn sie aber noch so deutlich und ausführlich abgefaßt sind, weder der List verschlagener Leute, noch der Macht der Grossen gänzlich zuvorkommen können, so dienen die Kunstregeln auch hauptsächlich die Fehler zu vermeiden, welche ungeschikte Köpfe begangen haben, oder leichtlich begehen könnten. Aber sie können allezeit von eben so blöden Geistern, von leeren, leichtsinnigen, boshaften Köpfen verkehrt, übel ausgeleget und noch übler angewendet werden. Es ist gleich unmöglich so viele Regeln der Kunst, als es unmöglich ist, so viele Policey- und Civilgeseze zu verfassen, welche zu jedem Umstande und Vorfalle in der Schreibart oder in dem Leben hinlänglich wären, weil diese Zufälle durch neue, eigene, Ursachen hervorgebracht worden, und ihre ganz besondere Gestalt und Bestimmung haben. Daher muß man sehr vieles wie in dem politischen Wesen also auch in den Kunstbüchern, der eigenen Freiheit der Menschen überlassen, welche sich aber dem feinen Verstande unterwerfen, und in ihrer Wahl sich

von ihm muß leiten lassen, und dieser selbst wird sich auf die Natur der Dinge, auf die wesentliche Beschaffenheit dessen, was recht oder unrecht ist, berufen; Sachen die eher als alle Geseze und Regeln vorhanden waren. Man kann denjenigen, die sich öfters sehr unbedachtsam zu Kunstlehrern und Kunstrichtern aufwerfen, so wenig als verwegenen, eigensinnigen, oder gewaltthätigen Gesezgebern oft genug einschärfen und vorrüken: Stirpem juris a natura repertam, neque opinione ſed natura conſtitutas eſſe leges. Die Regeln sind auch Geseze, und wie diese nicht allemal das Maaß des Rechtes und Unrechtes sind, so sind jene nicht allemal die Richtschnur des Schönen oder des Ungereimten. Ein gewaltthätiger Gesezgeber kann jene, und ein angesehener Duns diese eingeführt haben. Das Naturgeseze und die gesunde Vernunft müssen dann gefragt und befolgt werden, wenn die bürgerlichen Rechte und die Kunstregeln entweder schweigen oder ungeschikt reden.

Wenn man saget, daß die besten Schriften von Aesops Fabeln bis zu Homers Epopöen nicht von den Regeln entstanden seyn, so sagt man nichts weiter, als daß diese grossen Geister sie in der Stärke ihres Verstandes gefunden haben, als noch kein Kunstlehrer ein System von solchen Regeln gegeben hatte, und diese noch in dem menschlichen Verstande unausgesprochen lagen. Wer behaupten wollte, daß ihre Werke, in welchen wir ein so gleiches und

so beständiges Verhältniß der grösten und der kleinsten Theile gegen einander, so wol den absonderlichsten als den Hauptabsichten und Umständen gemäß beobachtet finden, eine blosse Frucht des Eigensinnes, oder des Zufalles, gewesen seyn, der möchte mit demselben Rechte sagen, daß die Grösse der Herrschaft, zu welcher die Römische Republik gestiegen, nicht eine nothwendige Würkung gewisser, von den Römern durchgängig beobachteter Maximen, die stark genug in die Augen fallen und leicht zu entdeken sind, sondern daß sie das Werk einer Menge fremder und von dem Glüke regierter Begegnisse gewesen.

Es ist seit einiger Zeit nothwendig geworden, den Ursprung und das Ansehen der Regeln, die diesen Namen mit Recht fodern können, wieder hervorzusuchen und festzusezen, nachdem die herrschaftlichen Aussprüche, womit einige Dunse von grossen Namen die eigensinnigen Entscheidungen ihres Kopfes, die keinen Grund als in ihren Affekten, Neigungen und Sitten haben, für Regeln, denen man folgen müsse, haben aufdringen wollen, daher denn Beautés de convenance, Nationalgeschmak, Localwiz, deutsche Athmosphär, Geschmak des Publici, entstanden sind, welche gemachet haben, daß die Regeln überhaupt in Verachtung gekommen sind, und der blosse Namen derselben zu einem Gespötte wird.

Der Verfasser des neuen
Eidsgenossen.

Fabeln.

Die erste Fabel.

Die junge Schwalbe.

DEn Ton aus der so kleinen Brust
Der liederreichen Nachtigallen
Hatt' eine junge Schwalbe Lust
Nach ihrer Mundart nachzulallen.
Ey! Mutter, könnt' ich auch so singen,
Sprach sie, wie süsse würd' es klingen!
Wie hörte man den Klang so weit?

Die Alte sprach: Kind schik dich in die Zeit;
Bleib eine Schwalbe, wie du must,
Und was du must, das sey mit Lust.

Hätt' es dem Jupiter gefallen,
Wir wären alle Nachtigallen.
Man soll der Lüste Trieb bey Kindern,
So viel es möglich ist, verhindern.
Mit seinem Stand zufrieden leben,
Ist wol das nüzlichste Bestreben.
Betrachte die so viele Stuffen,
Die Amsel, wozu sie beruffen,
Wozu der buntgefärbte Specht,
Wozu der Sperlinge Geschlecht,
Wie andre nur nicht schwazen können,
Und auch dein Zwitschern dir mißgönnen.

Gut, sprach das Schwälbchen, ich verehre
Mit Ehrerbietung deine Lehre,
Die du mir unerfahrnen giebst,
Du giebst sie mir, weil du mich liebst.
Mein Thun soll seyn, sie auszuüben,
Und, Mutter! dich dafür zu lieben.

Die zweyte Fabel.

Der Hase und der Löwe.

Ein Hase führte seine Klagen
Beym Löwen über viele Plagen.
Er sprach: So kann ich nicht mehr leben!
Von Feinden bin ich ganz umgeben;
Der Habicht lauscht auf mich in Feldern,
Die Kaz' im Dorf, der Fuchs in Wäldern.
Ich habe vor des Jägers Hunden
Noch keinen sichern Ort gefunden.
Dein Vetter selbst, der grosse Parder,
Reibt sich an meinem Körperlein,
So wol als der verschmizte Marder.
So, König, kann es nicht mehr seyn.
Bey Tag stört man mich an der Ruh,
Des Nachts stürmt jeder auf mich zu.
Nimm mich, mein Fürst, in deinen Schuz,
Und wehre meiner Feinde Truz.

Auf diese Klage sprach der König:
Mein Has', es giebt der Thiere wenig,
Die nicht die Furcht vor Feinden plagt;
Du dünkest mich nur zu verzagt,
Du bist vortreflich gut geschaffen,
Es dienet dir ja dein Gehör
So gut als andern ihr Gewehr,
So gut als einem Schwein die Waffen;
Dein schneller Lauf beschämt die Pferde;
Und deine Farbe gleich der Erde
Dekt dich auch für dem ärgsten Feind,
Daß selbst des Habichts scharfe Augen
Dich zu entdeken ihm nichts taugen.
Begreif dich denn, mein kleiner Freund.
Von allen Arten starb noch keine;
Die deine lebt noch, wie die meine.
Selbst durch die Furcht die in dir liegt,
Wird oft der stärkste Feind besiegt.
Das aber bilde dir nicht ein,
Du müssest ohne Feinde seyn.

Die dritte Fabel.

Die Bienen.

Ein Schwarm von unverdroßnen Bienen
Hielt einstens einen grossen Rath.
Es sprach die alberste von ihnen:
Soll denn der ganze Bienenstaat
Für fremde Nationen wachen,
Und soll er seinen theuren Schaz,
Den Honig, nur für Menschen machen?
Für sie? O Thorheit unsers Staats!
Die uns an statt der Dankbarkeit
Für blosses Ungeziefer hielten;
Und ihren Muth zu jeder Zeit
Mit Brand und Mord an uns erkühlten?
Zudem, ihr meine lieben Freunde,
Gestatten sie dem Bienenfeinde,
Dem Storchen, nächst an unsern Hütten
Noch andre Störche mehr zu brüten.

Wiewol der Vortrag dieser Biene
Dem Bienenvolk geziemend schiene,

So hieß man solchen doch nicht gut.
Sie faßten einen hohen Muth,
Und sprachen: Laßt uns, wie vorhin,
Für Undankbare uns bemühn;
Wir können ja nicht besser handeln,
Als jenem Triebe nachzuwandeln,
Der uns im innern überzeugt,
Der nimmer die Geschöpfe treugt.
Drum lasset uns als Bienen leben;
Laßt uns dem Menschen Süsses geben;
Das sey der Ruhm von unserm Staat;
So sterben wir als rechte Bienen,
Und wir erlangen Lob bey ihnen.
Denn lebten wir für uns allein,
So könnt es wol nicht anders seyn,
Sie hielten uns für schwarze Fliegen;
Sie litten unsern Stachel nicht,
Und wären stets auf uns erpicht;
Sie würden täglich mit uns kriegen.

Sie schlossen; Kurz, nichts soll uns kränken;
Wir wollen mit Geduld bedenken,
Daß ihnen frey steht, uns zu morden,
Daß wir für sie geschaffen worden.

Die vierte Fabel.

Das Vögelchen und die Kaze.

Ein Vögelchen sprang ohne Sorgen
In seinem Kefig hin und her;
Es schien mit jedem neuen Morgen
In seinem Hüpfen frölicher;
Und war es satt von stetem Springen,
So fiengs entzükend an zu singen.

Es sprach: Ich soll mich glüklich preisen,
Es will die schön geschaffne Welt,
Was sie nur schönes in sich hält,
Sich meinen kleinen Augen weisen.
Ich sehe täglich ihre Pracht,
Die mich auch täglich frölich macht.
Wie wol gefällt mir mein Gehäuse;
Wie treflich schmekt mir meine Speise;
Wie angenehm mein Trank dazu;
Am meisten noch die stille Ruh!

Da es so sang, rief eine Kaze:
O sing nur immerhin und schwaze,
Und springe für die lange Weile;
Du wirst mir einmal doch zu Theile.
Die Hasen selbst in den Gebüschen
Sind meinesgleichen nicht zu klug;
Wie wolltest du mir denn entwischen?

Worauf der kleine Vogel sagt:
Es gehet bey dem Vogelfange
Nicht so, wie bey der Hasenjagd;
Du, Kaze, machst mir noch nicht bange,
Du machest dich vergebens groß;
Du giebest durch dein freches Pralen
Und durch der Augen Mörderstralen
Des Herzens Vorsaz allzu bloß.
Feindsel'ge laß dein Drohen seyn;
Mein Herz wird mir davon nicht klein.
Doch selbst dein Pralen soll mir nüzen,
Und mich für deiner Mordsucht schüzen;
Mein Meister kennt der Kazen Art,
Drum hat er mich so wol verwahrt.

* * *

Die fünfte Fabel.

Die frohe Lerche.

DAs Leben einer Lerche war
An sanften Freuden wunderbar,
So wohl als ihres Ehegatten,
Und aller Kinder, die sie hatten;
Sie waren wegen reinen Bluts
Gesund und sämtlich frohen Muths,
Sie lebten ohne Nahrungssorgen,
Und Lust auf heut und Lust auf Morgen,
Lust über Lust, Freud über Freude,
War unaufhörlich ihre Weide.

Unmöglich ist es, sprach die Alte,
Daß ich noch länger mich enthalte,
Mein Wolseyn herzlich zu besingen;
Ich will mich in die Höhe schwingen.
Zwar sind die dunkeln Nachtigallen
Die besten Sänger unter allen;

Doch soll die Lerche drum nicht schweigen,
Sie steht auch in der Sånger Reigen.

Izt flog sie auf, und in dem Flug
Sang sie, doch sang sie nie genug.
Sie schwang sich folgends von der Erden
So hoch ins Reich der Luft empor,
Als wollte sie ein Mitglied werden
Der Sånger in der Engel Chor.
Sie singt, und singt sich endlich můde,
Und nach dem freudenvollen Liede
Sehnt sie sich nach der Ruhe wieder,
Und sank zu ihren Jungen nieder,
Die durch ein lallendes Getöne
Die alte liebe Feldsirene
Mit voller Herzenslust begrůßten,
Und mit der vollen Herzenslust
Die Lust in ihrer Mutter Brust
Zugleich mit neuer Lust versůßten.

Die sechste Fabel.

Die Vögel und die verhaßten Eulen.

Der Eule war nicht wol zu Muth;
Sie förchtete der Vögel Wuth,
Als sie bey Tag aus ihrem Loch
Nebst zweyen ihrer Jungen kroch.
Ach! sprach sie, ach ich höre schon
Der Vögel ungerechten Hohn!

Denn gleich kam jener Wortverdreher,
Der grosse Spöttergeist, der Häher,
Und sprach, als er die dreye sah:
Welch ein Verlust für Africa
An drey so schönen Papagoyen!
Wie wird sie dieses Land bereuen!
Ich muß mit meinen kleinen Schaaren,
Den Amseln, Drosseln, und den Staaren,
Den Spazen, Meisen, Emerlingen,
Die Nachtgespensterchen umringen.

Sie sammelten sich auf sein Loken,
Wie Menschen auf den Sturm der Gloken.

Die Eulen, welche ganz gelassen
Auf einem dürren Aestlein sassen,
Ertrugen alles mit Geduld;
Sie sprachen: thut doch nicht so gräßlich,
Denn scheinen wir euch noch so häßlich,
So ist es doch nicht unsre Schuld.
Ihr seht uns nie bey stiller Nacht;
Dies ists, was uns euch fremde macht.
Doch drükt uns euer Spott danieder,
So heben uns Gerechtre wieder.
Minerva schmüket ihren Schild
Mit unserm euch verhaßten Bild;
Der Göttin sind wir unverborgen,
Sie wird noch weiter für uns sorgen.
Noch haben wir für uns die Stille,
Die dienet uns bey Tag zur Hülle.
Und endlich weiß die Fertigkeit
Der Flügel etwas beyzutragen,
Uns durch die schnelle Flut der Zeit
Mit Fleisch und Blut hindurch zu jagen.

Die siebende Fabel.

Der Storch und der Dachs.

Der fette Dachs sprach zu dem Storchen:
Freund! willst du nicht ein wenig horchen?
Wie kömmt es, daß ein Storch so leicht
Das ganze Rund der Welt durchstreicht;
Ganz unbesorgt für seine Speise
Vollendet er die längste Reise.
Ich, sollt ich einen Weg, wie du,
Von vielen Tagen für mich nehmen,
So fehlte mir der Muth dazu;
Ich würde mich mit Sorgen grämen;
Und, wie du leichtlich denken kanst,
Dem Tode wär ich bald im Rachen;
Es würde meinem fetten Wanst
Der Hunger bald ein Ende machen.
Allein, was weiß ich? Störche wissen
Viel Künste, die wir Dächse missen.

Du könntest in der Kunst zu reisen,
Mein Freund, mich besser unterweisen.

Der Storch versezt: Dein Wanst beweist,
Wie tüchtig du zum Reisen seyst.
Wer sich zu viele Nahrung sucht,
Und immer auf den Mangel flucht,
Für den ist kaum ein Rath zu finden;
Ein solcher bleibt, wie du, dahinden.
Sez alle Nahrungssorg hindan,
Und tritt die Reise muthig an;
Daneben traue dem Geschike;
Denk wenig an dein Loch zurüke;
Such südwerts Trauben und Getreide;
Dort find ich meine Fröscheweide.
Kanst du die Sorgen überwinden,
So wirst auch du dort Speise finden.
Dir diene noch zum Unterricht,
Daß meiner Reise gröstes Licht
Die Hofnung nebst der Sehnsucht seye,
Davon ich keines noch bereue.

* * *

Die

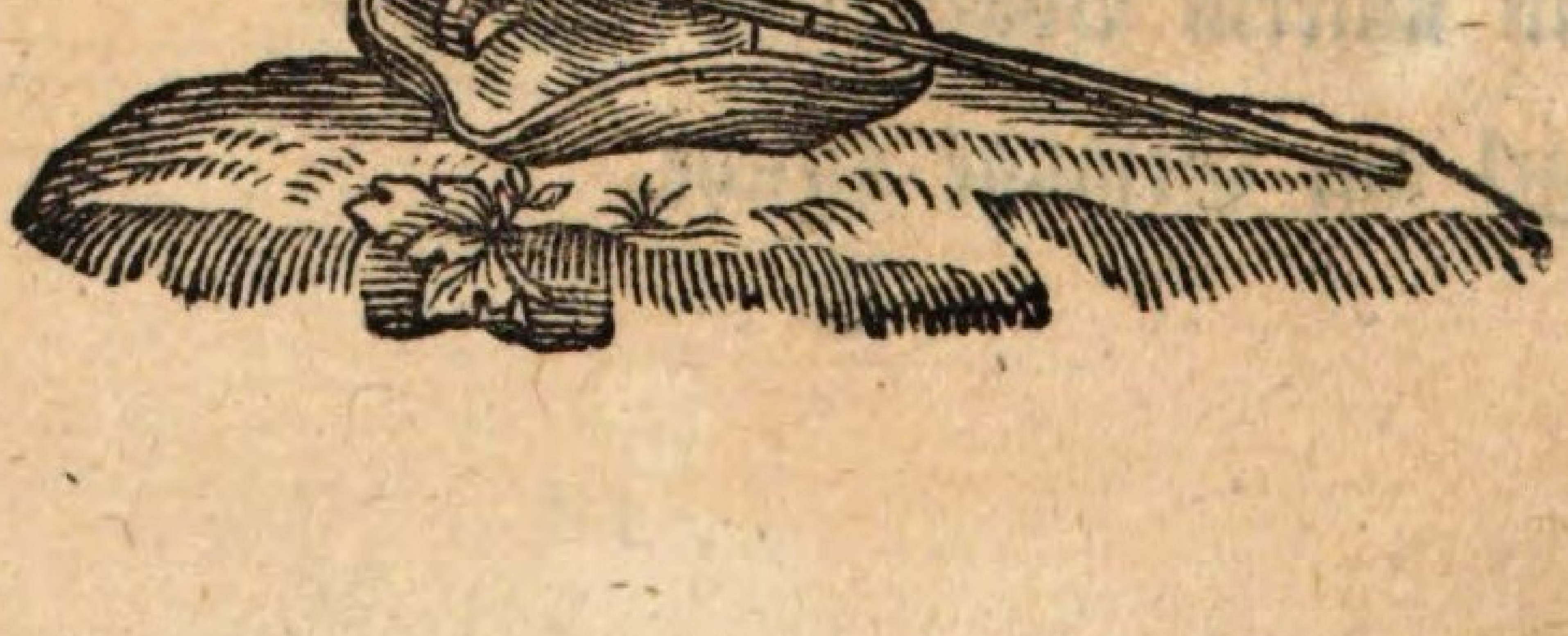
Die achte Fabel.

Die Vögel und die Nachtigall.

Die Vögel haßten überall
Die liederreiche Nachtigall,
Nur wegen ihres Lustgesangs
Und dessen süssen Zauberklangs.

Sie suchten sie beschämt zu machen,
Und sagten: Sollen wir stets wachen,
Um deine Lieder anzuhören?
Laß auch einmal, uns zu beehren,
Und unsrer Freundschaft zu gefallen,
Des Mittags deine Lieder schallen.
Bey Nachte hört dir niemand zu;
Und wenn dich je noch einer höret,
Geschiehts mit Abbruch seiner Ruh,
Weil ihn dein Lied im Träumen störet.
Erfüllst du diese Bitte nun,
So will man das Bekenntniß thun,
Daß dir in unserm Vogelreiche
Kein Vogel am Gesange gleiche.

Die Nachtigall erwiederte:
Ey! wertheste Besiederte,
Nur um ein schmeichelndes Geschwäze
Bricht man nicht Jupiters Geseze.
Nein; sie sind unveränderlich.
Wie wollet ihr denn, daß ich schwache
Die Wege der Natur und mich
Um euertwillen anderst mache?
Hebt erstlich auf der Eule Brauch,
Die Nachts auch singt, so schweig ich auch.
Die Eule heulet und ich singe;
Und dies ist der Natur Gedinge.
Wenn gleich der Schlaf euch überfällt,
So schläft doch nicht die ganze Welt;
Die Nacht wird fast von so viel Zungen
Als der verklärte Tag besungen.
Vergeßt nur euern schwarzen Neid,
So fällt denn aller Unterscheid
Gleich zwischen euch und euern Brüdern,
Und zwischen unser aller Liedern.



Die

Die neunte Fabel.

Das Feldhun und der Rohrspaz.

Ein Feldhun war noch unerfahren
Die Eyer sicher zu verwahren;
Es sezte sie nur in die Matten,
Wo stets die Mäder sie zertraten.

Es gieng in einem fruchtbarn Jahre
Zum Rohrspaz, und, verzeih es mir,
Ich komme, sagt es, Freund zu dir,
Damit ichs recht von dir erfahre,
Wo man die Eyer sezen solle,
Wofern man Junge heken wolle.

Zu meiner Eyer Sicherheit,
Sprach dieser, ist Vorsichtigkeit
Das beste Ding sie fortzubringen.
Soll, Henne, mir die Brut gelingen,
So sez ich fördersamst mein Nest
An drey bis viere Rohre fest,

Doch häng ichs nimmer in die Höhe,
Damit es vor dem Sturm bestehe;
Indessen auch nicht allzu tiefe,
Weil sonst das Wasser drüber liefe.
Auch thut es noth sich vorzusehn,
Eh daß die Bauern Rohre mähn.
Nun, Henne, zieh hieraus die Lehre,
Die deinen Eyern dienlich wäre;
Denn meine Regeln sind noch nicht
Auf deinen Zustand eingericht.

Die Henne sprach: Gut, gut, ich sehe
Worinn die ganze Kunst bestehe.
Mir sollen künftighin die Heken
Die lieben Eyerchen bedeken;
Dieselben bleiben allzeit stehen.
Ich hatte mich darinn versehen,
Daß ich sie sonst dahin gelegt,
Wo man das Heu zu machen pflegt.
Mein kleiner Spaz, mit deinem Wize
Bist du mir unvergleichlich nüze.
Sieht man gleich nirgends keine Hülfe,
So findt man sie auf einem Schilfe.

* * *

Die zehnte Fabel.

Der Hund und das Königlein.

WAr gleich die Erde samt der Luft
Voll Frost und Schnee und Eis und Duft,
So sang mit nimmer satter Lust,
Mehr als bey warmem Sonnenschein,
Mit vollem Hals und froher Brust,
Das immer rege Königlein.

Ein böser abgelebter Hund,
Der und den jedes Mükgen jagte,
Der und den, was sich regte, plagte,
Eröfnete den Geifermund
Und sprach: Ich weiß, du must dich zwingen,
Willst du bey solchem Wetter singen.
Wenn dich, wie mich, die strenge Kälte
So marterlich und gräulich quälte,
Du würdest hinter sieben Mauern
Die laue Sommerlust betrauern.

Es singen nur, wie du, die Narren,
Wann aller Thiere Glieder starren.
Kann ich erfrorner in dem Stroh
Bey solchem herben Wetter liegen,
So bin ich unbeschreiblich froh,
Und weiß mich nicht genug zu schmiegen.

Das Königlein sprach: Bleib du froh
In deinem mir verhaßten Stroh;
Dank deinem Meister für dies Gute;
Mich wärmt die Glut in meinem Blute;
Zugleich freut mich die Federdeke,
In welcher ich verwahret steke.
So lang der Tag sein Licht mir borgt,
Bin ich für Nahrung unbesorgt;
Was soll ich über dies begehren?
Daher so lang ich singen kann,
Sez ich mein Singen nicht hindan.

Die eilfte Fabel.

Die Meise und der Sperling.

Es hatte die beherzte Meise
Das warme Jahr durch ihre Speise
Nach eignem Wünschen und Verlangen
Vollauf und ohne Müh empfangen.

Bald fieng der Nordwind an zu rasen;
Es wurde durch sein kaltes Blasen
Des Berges Gipfel silberweiß,
Der Bach, der Teich, der Fluß zu Eis,
Das Feld wie Stein, und von der Kälte
Sah man in vielen Bäumen Spälte.

Ey! Vögelchen, nimmst du verlieb
Mit der mit Eis gewürzten Speise?
So sprach der kleine Saatedieb,
Der Sperling, zu der muntern Meise;
Ich fürchte sehr, du müssest sterben,
Und durch der Kälte Grimm verderben.

Was

Was dient dir nun dein stetes Springen,
Dein Hüpfen, Fliegen, und dein Singen,
Dein Zizipa, dein Zizipa?
Sing lieber: Ach, mein End ist nah!
Schau doch, wie hab ich es so gut;
Ich zeuge täglich frisches Blut;
Von Ueberfluß an Spelz und Gersten
Möcht ich, du siehst es selbst, zerbersten.

Die aufgewekte Meise spricht:
Nein, mein Geschlecht vergehet nicht,
So lang im Boden Würmer leben,
Und Müken in den Lüften schweben.
Mein lieber Sperling, ohn ein Wunder
Geht kein Geschlecht der Vögel unter.
Nein, wer nichts nach dem Morgen fragt,
Der lebt vergnügt und unverzagt.
Der holde Lenz mit seinen Schäzen
Wird meinen Mangel schon ersezen;
Ich singe schon als wär er da,
Mein Zizipa, mein Zizipa.

Die

Die zwölfte Fabel.

Der Hund und die Maus.

Ein wolbeleibter grosser Hund,
Der an des Herren Tafel aß,
Und täglich sich bis an den Schlund
Harpyenmäßig überfraß,
Sucht auch die kleinsten Brösamlein,
Die hier und dar zerstreuet lagen,
Und ließ die Mäuse Mäuse seyn,
Und sie an Stul und Banke nagen.

Deß straft ihn eine magre Maus:
Wie sauber räumst du doch das Haus?
Was taugen dir so kleine Bissen?
Du machst, o Hund, auf diese Weise,
Daß wir, sonst sehr bedrängte, Mäuse,
Vor Mangel noch verderben müssen.

Ey! sprach der Hund, was hast du dich
Der Hunde Sachen anzumassen?
Es lebt ein jeder Hund vor sich;
Friß du was Fliegen überlassen;
Laß meinesgleichen ungestört,
Und nimm, was jenen zugehört.

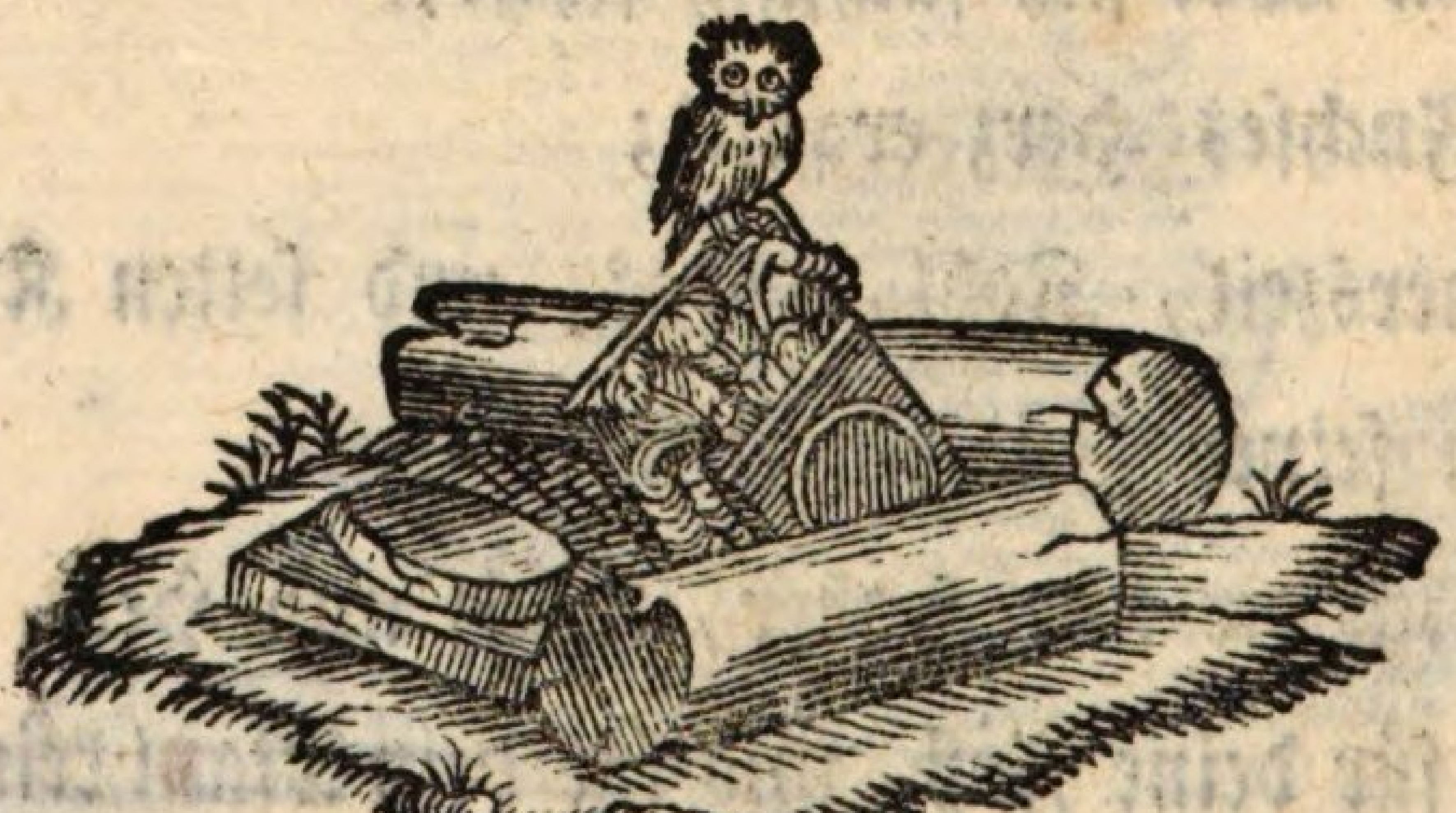
Ach! sprach die Maus, das muß ich wol,
Du sakst dich überweidig voll,
Und zwingst mich noch, den armen Müken
Das Bißgen Nahrung abzudrüken.
Mit Willen thät ich sicher nicht
Zuwider meiner Mäusepflicht.
Man kennt in aufgedrungner Noth
Noch Pflicht, noch Ordnung, noch Gebot;
Und diese Noth, wie ich verspüre,
Rührt von dem Geiz der reichen Thiere.

Die dreizehnte Fabel.

Die Kuh und der Fuchs.

Fuchs, seh ich recht, so bist es du!
So sprach zum schlauen Fuchs die Kuh;
Du kömmst erwünscht hierher gegangen;
Gleich heute war ein Jahr vergangen,
Seit dem wir uns auf dieser Matten
In gutem Stand gesehen hatten.
Nun wünsch ich dir zum neuen Jahre,
(Damit ich eitle Wünsche spare,)
Was für dein Wol sich füchsisch schikt,
Und eines Fuchses Herz erquikt;
Zur Sommerszeit, Kohl, Gras, und fetten Klee;
Und fällt zu seiner Zeit ein tiefer Schnee,
So wünsch ich dir nur Haber, Salz und Heu,
Und Stroh für deine Füß, und für dein Maul kein Spreu.

Drauf sprach der Fuchs: Ey! liebe Kuh,
Ich bin zum schönsten dir verpflichtet;
Du hast den Wunsch auf meine Ruh
Und mein Bedürfniß eingerichtet.
Wie treflich trafst du meinen Sinn,
O meine gute Nachbarinn!
Ich muß mich herzlich vor dir schämen,
Wo soll ich Gegenwünsche nehmen,
Die dich, wie deine mich, erquiken,
Die sich gleich trefflich für dich schiken?
Ich wags, und wünsche dir hingegen
Des grossen Jovis schönsten Segen;
Bald Enten, Hüner, Hasen, Tauben;
Bald reife, roth und weisse Trauben;
Bald Fischgen aus den klaren Flüssen,
Nebst Ueberfluß an Kirsch und Nüssen.



Die vierzehnte Fabel.

Der Fink und die Spazen.

Der fromme Fink, der seine Tage
Bisher noch sonder Angst und Plage
In reiner Unschuld zugebracht,
War einst auf Schwärmerey bedacht;
Er tauschte Bäume Feld und Heken
Um einen nächstgelegnen Fleken,
Und stieß zu einer Spazenschar,
Die frech und geil und diebisch war.
Er macht durch seine Freundlichkeit,
Daß ihn die Spazen gerne litten:
Er aber kam in kurzer Zeit
Um die bisher geübten Sitten.
Er flog mit ihnen jedesmal
In offne Scheunen oder Hütten,
Und stahl so gut als keiner stahl.

Er dacht zulezt, es möchte fehlen,
Ich würde schwerlich alt beym stehlen.

Ich merke schon an vielen Orten
Allhier Geschoß und Schleife dorten.
Der beste Rath ist daß ich scheide,
Und die verwegnen Freunde meide.

Die Spazen munterten ihn auf,
Er sollte nur ein Herze fassen
Und ihre Bande nicht verlassen.
Sie sagten: Halte ferner mit,
So wirst du deiner Zagheit quitt.

Nein, sprach der Fink, ihr guten Freunde,
So sehr werd ich mir nicht zum Feinde.
Sollt ich den Umgang mit euch Dieben
Mehr als mein eigen Leben lieben?
Die Stille mit Zufriedenheit,
Die Dieberei mit Bangigkeit,
Wie beyde die und diese waren,
Hab ich nunmehr genug erfahren;
Und kurz; die geilen Spazen stinken,
Ich gehe wider zu den Finken.

Die fünfzehnte Fabel.

Die Schafe und die Tauben.

Vergälltes Leben unter Thieren,
Wo Feindschaft Neid und Haß regieren,
Wo Raub, Verrätherei und List,
Der angenommne Glauben ist!

So hörte man bey vielen Plagen
Die stets verfolgten Lämmer klagen.

Sie sagten: Kann denn auf der Erden
Kein Thiergeschlecht gefunden werden,
Mit dem wir in Zufriedenheit,
So wie wir fromme Lämmer pflegen,
Die ohne dies so schnelle Zeit
Im Frieden wüßten hinzulegen?

Ein kluges Lamm stillt diese Klagen:
Vermuthlich würden wir uns leicht,
Sprachs, mit dem Taubenvolk vertragen,
Weil dieses uns darinnen gleicht,

Daß,

Daß, was wir von den Wölfen wissen,
Sie von den Sperbern klagen müssen.

Worauf sie bald durch einen Boten
Den Tauben ihren Gruß entboten;
Dieselben liessen sie bedeuten,
Wie sehr sich alle Schafe freuten,
Wenn sie der Tauben Freundschaft hätten,
Um welche sie von Herzen bäten.

Wer war zufriedner als die Tauben?
Kaum dorften sie die Ehre glauben;
Die Freude war so groß bey ihnen,
Daß alle wie verzüket schienen.
Sie eilten durch der Lüfte Bahn,
Und langten vor dem Boten an.
Bald sah man eine süsse Stille,
Der einen war der andern Wille;
In gleicher Einfalt gleiche Triebe;
Das war die Nahrung ihrer Liebe.
Die Harmonie war auserlesen,
Sie dünkt' ein ärgerliches Leid,
Daß sie solch eine lange Zeit
Einander unbekannt gewesen.

* * *

Die sechszehnte Fabel.

Der Fuchs und der Käfer.

Es kroch ein Käfer auf dem Lande
An eines schnellen Flusses Strande,
Und seiner ward ein Fuchs gewahr,
Der in derselben Gegend war.
Er that dem Käfer den Verdruß,
Und stieß ihn gählings in den Fluß.
Doch kam er wieder frisch empor,
Und kroch dem Strand nach, wie zuvor.
Gleich aber kam der Böse wieder,
Und drükt ihn auf den Boden nieder;
Er sprach: Halt inn, du must nicht gehn,
Für diesmal must du stille stehn.
Der Käfer sucht durch einen Flug
Dem Schalk für immer zu entrinnen,
Doch fruchtlos wurde sein Beginnen,
Weil er ihn wieder abwärts schlug.

Der Käfer hielt sich still und sprach:
Das ist Gewalt, was soll ich glauben?
Du wollst mir meine Freiheit rauben?
Nimm sie, gereicht dirs nicht zur Schmach;
Ich frage nicht so viel darnach;
Mein bleibt inzwischen doch der Willen.
Wahr ist es, du bist meiner mächtig:
Doch ist der Nachruhm auch nicht prächtig,
Wenns bey den grossen Thieren heißt,
Der Fuchs kann einen Käfer zwingen,
Der weder schlägt, noch stößt, noch beißt.
Dies wird dir wenig Ehre bringen.
Jzt heissest du des Käfers Sieger,
Doch wage dich an einen Tieger!
Und laß mich, hast du den zerrissen,
Die That durch einen Boten wissen.
Dann wird man, Fuchs, von dir vermelden,
Du stehest in der Zahl der Helden.

Die siebenzehnte Fabel.

Der Auerhahn und die Wachtel.

Des Weizenfeldes göldne Zierde
Reizt' eines Tags den Auerhahn,
Daß er vor lüsterner Begierde
Sich weniger als sonst besann;
Er flog mit schlagendem Gefieder
Vom Berg ins Aehrenfeld hernieder.
Kaum aber war er eingesessen,
Must er der raschen Lust vergessen.
Denn als er öftermals versucht,
Sich aus dem Feld empor zu schwingen,
So mocht es, wegen dichter Frucht
Mit aller Müh ihm nicht gelingen.

Er sprach: Ich bin recht schlimm daran,
Dieweil ich hier nicht fliegen kann;
Und wollt ich gleich zu Fusse gehn,
So geh ich nur die falschen Wege;

Dann machet mich die Hize träge,
Sie ist für mich nicht auszustehn.

Er rief um Hülf in der Gefahr,
Gleich flieget eine Wachtel dar.
Sie sagte: Vogel, unverzagt!
Vertraue dich nur deiner Magd,
Und fürchte nicht, daß du verschmachtest;
Wenn du mich kleine nicht verachtest,
So helf ich dir noch ungebeten,
Ich will dich von dem Tode retten.

Verachten! sprach der Auerhahn:
Die Hülfe nehm ich dankbar an;
Und würde wahrlich mich nicht schämen,
Sie von Ameisen anzunehmen.

Die Wachtel sprach: Thu nur gemach,
Und geh mir auf dem Fusse nach.

Der Zug gieng beyden gut von statten,
Sie bracht ihn in die ofnen Matten.

Die achtzehnte Fabel.

Der Frosch und der Storch.

Nach eines nahen Sees Gestade
Flog einst der Storch so rasch und grade,
Als schösse man den schnellsten Pfeil
Längst einem angespannten Seil.

Ein Frosch, der sich am Land verweilt,
Sieht sich von ihm fast übereilt.
Er fürchtet jeden Augenblik,
Dem grimmgen Feind zum Raub zu werden:
Doch ließ der Storch zu seinem Glük,
Sich ziemlich weit von ihm zur Erden.
In dieser dringenden Gefahr
Sprang er so viel ihm möglich war.

Ihn sah der Storch so ängstlich fliehn,
Und rief, und nannt beym Namen ihn,
(Er wollt ihn gern zu Tode schreken,)
Willst du noch eins zur Lezte quaken,

So quäk, eh ich dich bald zerdrüke,
Und in das Todtenreich verschike.

Der Frosch dacht voller Angst und Schreken:
Ja Morgens will ich wieder quäken,
Wo mich noch izt, und diese Nacht,
Das Auge Jupiters bewacht.
Und dann soll dieser Zufall mir,
O Jupiter ich schwör es dir
Ins künftige zur Warnung dienen,
Daß ich mich nimmer in dem Grünen
So weit von Hause soll begeben;
Dann sorg ich besser für mein Leben.

Indessen eilt er immerhin
Dem nahen Feinde zu entfliehn;
Und endlich als es ihm gelang,
Daß er in eine Pfüze sprang,
Sprach er: Nun mag sich meinetwegen
Mein Feind zur Noth mit Kraut verpflegen.

Die neunzehnte Fabel.

Die Lerche und der Storch.

Die Lerche, die in stetem Singen
Mit ihren beyden kleinen Schwingen,
Als Segelgen, das Reich der Lüfte
Fast eine Meile hoch durchschiffte,
Ließ endlich sich der Erde zu,
Um nächst bey Teichen und Gebüschen
Im Thau sich wieder zu erfrischen.
Bald aber störet ihre Ruh
Ein Storch, der dort spazieren gieng,
Und Bienen oder Frösche fieng.

Bist du hier, sprach der Storch zur Lerche,
Ein Herz gefaßt, du weist, die Störche
Verschlingen kein gefiedert Thier;
Drum traue mir, und bleibe hier.
Für Störchen must du nicht erschreken;
Es soll noch meine Gegenwart

Dich vor dem Stoß des Sperbers deken;
Was Federn hat, ist einer Art.

Gar recht, erwiederte die Lerche,
Mein Leib ist viel zu klein für Störche.
Doch sind die Frösche fast so klein,
Und schlingst du sie so schnell hinein.
Was mehr ist, issest du ja Bienen,
Die Meisen nur zur Speise dienen.
Nein, nein; dein blutgefärbter Schnabel
Lehrt mich, es sey wol mehr als Fabel,
Du könnest selbst die grösten Schlangen
Mit deinem langen Schnabel fangen.

Es leben, ruft sie, meine Flügel!
Und flog auf einen sichern Hügel.

Die zwanzigste Fabel.

Die unbesonnene Schneke.

Die junge halb gewachsne Schneke,
Die selten melancholisch war,
Lag dort in einer dichten Heke,
Und sprach: Ey, ey! nur immerdar
Auf einer gleichen Stelle kleben,
Ist nur ein ekelhaftes Leben.
Frisch auf und in die weite Welt!
Laßt sehn, wie man sich dort verhält!
Und um den langen Weg zu kürzen,
So faß ich klüglich den Entschluß,
Mich in den nächstgelegnen Fluß
Auf gut Gerathewol zu stürzen.

Die Mutter, welcher dies mißfiel,
Sprach: Alberns Kind, du schwazest viel,
Und dein Geschwäz erschreket mich;
Die Flüsse sind nicht für uns Schneken;

Und wie? Würd' unterweges dich
Ein schlauer Schnekenfeind entdeken?

Ho, ho! sprach jene, Mütterlein,
Dem Feind werd ich gewachsen seyn.
Wir Schleicherinnen ohne Füsse
Bedienen uns mit Recht der Flüsse.

Die Mutter sprach: O dummes Kind,
Bist du dir selbst zum Unglük blind?
Du wirst, ich weiß es, gleich versinken.
Wo nicht, so wirst du gar ertrinken.

O nein, sprach sie, seh ich die Noth,
So will ich emsig landwärts eilen.
Für diesmal hab ich mit dem Tod,
So viel ich weiß, noch nichts zu theilen.

Sie sezt der Mutter Wort hindan,
Und trat die Reise muthig an.
Bald aber sah sie an dem Strand
Den Storchen hin und her spazieren.

O Schade! soll mein Vaterland
Solch einen frischen Bursch verlieren!

Schrie sie, denn dieser laurt auf mich;
Da hilft nun weder Flehn noch Bitten;
Und in noch sechs bis sieben Schritten
Hat er mich arme sicherlich.

Erst damals, aber izt zu spat,
Erkannte sie der Mutter Rath,
Und ihren unbedachten Gang,
Als sie der Storch hinunterschlang.

Die ein und zwanzigste Fabel.

Der Aal und dessen Bruder.

Zu seinem Bruder sprach ein Aal:
Kom̃, Bruder, laßt uns auch einmal
Zum Zeitvertreib mit andern Thieren
Ein wenig auf dem Land spazieren;
Ich wünscht' ich könnte gehn und rennen,
Wie solches viergefüßte können;
Noch ferner, daß ich jemand kennte,
Der Aale-Schnäbel machen könnte.
Das Schnappen wird mir zu gemein,
Und Biken soll mir lustig seyn.

Sein Bruder sprach, nicht ohne Lachen:
Was sind mir das vor Siebensachen?
Ich halt es für ein Spottgedicht;
Kurz, Bruder Aal, du kennst dich nicht.

Ich bitte dich doch anzuhören,
Wie ungebundne Lüsternheit
In einem schnellen Wink der Zeit
Sich kann in Todesangst verkehren:
„ Die Schneke haßte jüngst, wie du,
„ Sich, ihren Wolstand, und die Ruh,
„ Als, wider ihrer Mutter Rath,
„ Sie einen albern Weg betrat.
„ Kaum aber schlich sie aus den Heken,
„ So fühlte sie des Todes Schreken,
„ Dieweil der Storch mit langen Schritten
„ Ihr unversehns entgegen kam.
„ Da half kein Klagen und kein Bitten,
„ Daß er sie nicht begierig nahm. „
Such keine Wollust auf dem Land,
Wo mancher schon sein Unglük fand,
Der sonst im Wasser seine Zeit
Voll ungestörter Frölichkeit,
In seinem angenehmen Bette,
Dem sanften Schlamm, verschlissen hätte.

Der andre sagte: Sind die Sachen
Beschaffen, wie du mir erzehlt,

So hattest du wol Fug zu lachen,
Da ich der Thoren Weg erwehlt.
Dir dank ich für den weisen Rath,
Der mich vor einer nahen Noth,
Ja für dem selbstgesuchten Tod,
So brüderlich beschirmet hat.
Die Treue will ich dir indessen,
Mein Bruder, nimmermehr vergessen.

Die zwey und zwanzigste Fabel.

Die Schwalben.

Als sich zur Herbstzeit nach und nach
Die Kälte merklich spüren ließ,
Und izt mit mehrerm Ungemach
Des Nordens Hauch noch zu ihr stieß,
Empfand die alte Schwalbe bald,
Daß es sich eilends retten galt.

Sie fliegt sofort den Teichen zu,
Und rüstet sich zur Winterruh,
Um jener Zeiten zu erwarten,
Die sich für sie schon manchen Lenzen
In diesen sonst so feuchten Gränzen
In schönster Klarheit offenbarten.

Sie nahm die lieben Jungen mit,
Um ihnen diesen nassen Schritt
Durch gutes Beyspiel zu belieben.
Bald sahe man die Alte sich

Schon wirklich im Benezen üben.
Dies schien den Jungen wunderlich.
Und eine sagte zu der andern:
Ey, welch ein ekler Weg zum Wandern!
Wer stürzt sich gern mit Vorbedacht
In eine schwarze, kalte Nacht?
Nein, nein, der Kälte zu entweichen
Eilt niemand zu den feuchten Teichen.

Nichts desto minder regte sich
In jedem Schwälbgen innerlich
Ein Etwas, welches immer sprach:
Fort, fort, folgt eurer Mutter nach.

Die alte frischt sie dapfer an,
Und sagte: Kinder, glaubt es mir,
Den Schritt hab ich schon oft gethan;
Kömmt es euch gleich so seltsam für.
Ein heldenmüthiger Entschluß
Verschaft euch sicher den Genuß
Von jenen oft gelobten Zeiten,
Von Tausend neuen Lieblichkeiten.
Wagts nur; durch Zaudern würd' es immer
Für unsern ernsten Vorsaz schlimmer,

Und als sie noch ein Lied gesungen,
Sprach sie, nun gute Nacht, ihr Jungen,
So muß es und nicht anders seyn;
Und senkt sich in den Teich hinein.
Die Schwalbe fügte so die That
Zu ihrem wolgegründten Rath.

Ihr Beispiel lokt die Jungen an,
Sie thaten so, wie die gethan.
Der Winter kam mit kalter Luft,
Mit Schlossen, Schnee, mit Eis und Duft;
Dann folgt des Jahres schönste Zeit,
Voll Wonne, voller Lieblichkeit;
Und von des Zephirs lauem Weben
Kam in die Schwalben neues Leben.
Sie rühmten alle, daß die Stunden
Mit solcher Schnelligkeit verschwunden,
Als hätten sie nur eine Nacht
Mit sanftem Schlummer zugebracht.

Die drei und zwanzigste Fabel.

Die Wachteln.

Ein unzählbares Wachtelnheer
Befand sich allbereit am Strande,
Und zielte stündlich über Meer
Nach jenem weit entfernten Lande.

Eh sie die Seefahrt unternahmen
Verschlükten sie vom Bilsemsaamen,
Wenn sie dies Mittel eingenommen,
Von ihrer Fettigkeit zu kommen;
Dieweil des Fettes schwere Bürde
Sie sonst am Streichen hindern würde.

Doch hörte man die Jungen zanken.
Die einen sagten: Wir erkranken,
Wenn wir so viele Tage fasten;
Wer giebt uns unterwegens Speise

Für eine solche lange Reise?
Die andern sagten: Auszurasten
Ist auf dem gränzenlosen Meer
Kein Aufenthalt für unser Heer.

Die Alten sprachen: Sorget nicht,
Es dienet euch zum Unterricht,
Daß wir nicht eh von Lande gehen,
Bis daß die guten Winde wehen.
Auch finden wir bey Sturm und Wetter
Im Meer an allen Orten Blätter,
Auf welche sich die Müden sezen,
Und dieses sonder sich zu nezen.
Uns ist es noch, ihr lieben Jungen,
Auf allen Reisen wol gelungen.

Die kluge Rede fand Gehör;
Sie machten sich gefaßt zur Reise,
Und thaten nach der Alten Weise.
Sie flogen frölich über Meer,
Und sie erfuhren, gleich den Alten,
Daß Jupiter die ganze Schaar
In augenscheinlicher Gefahr
Durch seinen weisen Schuz erhalten.

* * *

Die vier und zwanzigste Fabel.

Der ruhmsüchtige Bär.

Ein auf die Ehr erpichter Bär
Saß in dem Schnee bey einem Strauch,
Und dacht: Ey, wüsts die Nachwelt auch,
Wie groß mein Leib gewesen wär,
Ich würde selbst nach meinem Sterben
Noch Dank und Ruhm bey ihr erwerben.

Er redt darauf mit seinen Jungen,
Und sagt: Ich sehe mich gezwungen,
Daß ich den grossen Körper messe,
Damit ich dessen seltne Grösse
Der Nachwelt so für Augen lege,
Daß sie es deutlich fassen möge.

Bald fielen ihm die Jungen bey,
Und schwuren: Ja bey unsrer Treu,
Wir sahen auch schon viele Bären;
Jedoch es wird noch lange währen,

Eh daß in in unserm Königreiche
Sich einer dir an Grösse gleiche;
O Alter sey darauf beflissen,
Daß es die späten Enkel wissen.

Der Alte dacht izt allgemach
Dem edeln Unternehmen nach,
Und rief, als ers zulezt erfunden,
Indem die Kinder um ihn stuhnden:
Fürwahr, es haben Kunst und Wiz
In meinem Körper ihren Siz.

Straks legt er sich in frischen Schnee,
Er strekt die Pfoten in die Höh,
Und heißt die Kleinen auf ihn treten:
Dann sagt er: Jzo will ich wetten,
So sieht man Haut, so sieht man Haar,
Zusamt der Grösse sonnenklar.
Kein Fürst hat noch in seinem Schild
Von einem Bär ein schöners Bild.

Ein jeder von den Jungen preist
Des alten Bären feinen Geist,

Da sie des Abdruks Kunst betrachten,
Und ihn des Urbilds würdig achten.
Ein jeder spricht: Es ist gerathen;
Fürwahr der Alte hats errathen.

Sie dachten alle nicht so weit,
Daß dieses Werk truz seiner Würde,
Truz aller seiner Aehnlichkeit,
Im nächsten Schnee vergehen würde,
Der wirklich noch denselben Tag
Schon auf des Bären Kunststük lag.

Die fünf und zwanzigste Fabel.

Der Entrich und der Fuchs.

Es sah ein schlauer Fuchs nach Eicheln
Des Nachts den wilden Entrich fliegen,
Und um den lekern Raub zu kriegen
Fieng er demselben an zu schmeicheln.
Er lokt ihn sanft nach dem Gebüsch,
Und wies ihm einen frischen Fisch,
Er sprach: Nimm diesen seltnen Bissen,
Die bittern Eicheln zu versüssen.

Der Entrich schwazt sich höflich aus:
Noch einen Fisch auf meinen Schmauß!
Ich müßte, sprach er, schier erworgen.

Ey, sprach der Fuchs, spar ihn auf Morgen.
Der Entrich sagt: Auf einen Fisch
Halt ich nicht viel, er sey denn frisch.
Ich weiß es, daß ihn über Nacht
Das schwüle Wetter stinkend macht;

Es werden Morgens sich die Raben
Begieriger an ihm erlaben.

Der Fuchs bemerkte, daß den Tag
Auf guter Hut der Vogel lag;
Doch stärkt' er sich in seinem Muth,
Ihn dürstete nach Entenblut;
Er war noch in derselben Nacht
Auf eine neue List bedacht.
So viel er Eicheln konnte finden,
Verscharrt er alle nächst bey sich,
Und dekt sie noch mit Eichenrinden,
Und that als schlief er härtiglich.

Der Entrich kam des Morgens wieder,
Und ließ sich bey den Eicheln nieder,
Allein er fand nicht eine mehr;
Wo sind sie, ruft er, hingekommen,
Fuchs, sage, wer hat sie genommen?

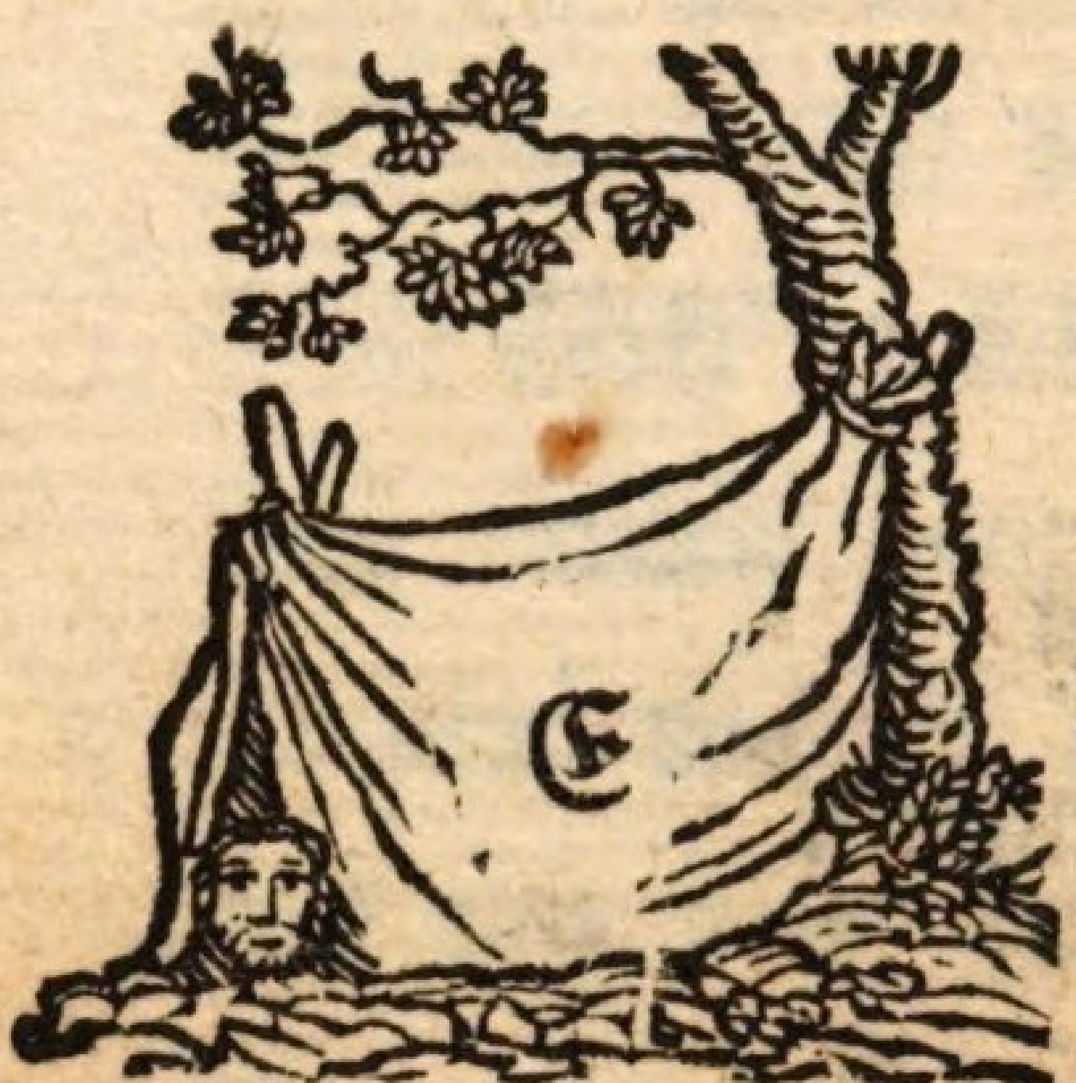
Doch Reinken hatte kein Gehör.
Drauf flog mit schnatterndem Geschrey
Der Entrich ihm beym Kopf vorbey,
So daß der Schalk gleich nach ihm schnapte,
Doch ihn zum Glüke nicht ertapte.

Er sprach: wie hast du mich erschrekt,
Warum hast du mich aufgewekt?
Unfehlbar siehst du nach den Eicheln;
Ich sag es, ohne dir zu heucheln,
Du wirst sie unter diesen Rinden
Gehäufelt bey einander finden.
So, dacht ich, werden wilde Tauben
Sie diesmal meinem Freund nicht rauben.

Nein, sprach der Entrich, das sey fern,
Ich lasse sie den Tauben gern;
Und lieber Fuchs, vor Freunden deiner Art
Hat die Natur mit Flügeln mich verwahrt.

Die sechs und zwanzigste Fabel.

Der Krebs und der Frosch.



Ein Krebs kroch auf dem troknen Lande
Bey einem Sumpf im grünen Gras,
Woselbst ein Frosch am gleichen Strande
Nebst andern frohen Quäkern saß.

Wie bin ich doch so übel dran,
Sprach er, mein lieber Frosch, ich kann
Unmöglich durch den Rasen kommen,
Es hat ein Krampf mich übernommen;
Daneben tödtet mich die Hize.
Komm, schleppe mich doch in die Pfüze,
Mein wakrer Frosch, hilf mir aus Noth,
Und rette mich vom nahen Tod;
Du hast hierzu schon Stärke gnung;
Erlaube mir, daß ich so lange
Dir an dein glattes Beinchen hange,
Bis du durch einen frischen Sprung

Mit mir in unsre Pfüze springest,
Und mich zu meinem Volke bringest.

Du muthest mir nicht wenig zu,
Versezt der Frosch, bist heute du
Das erste mal ans Land gestiegen?
Wenn Frösche krank danieder ligen,
So rufen sie nur ihren Brüdern,
Die sie zu retten sich nicht widern.
Verzeih es mir, für meine Haut,
Mein Krebs, hast du zu harte Schären,
Mich dünkts, wo man sie recht beschaut,
Als wenn es scharfe Klauen wären.
Daneben giebt es noch mehr kleine
An jedem deiner kleinen Beine.
Der Handel ist für mich zu wichtig;
Wer weiß, ist deine Rede richtig?
So bald ein Starker Schwachen schmeichelt,
So glaube man nur, daß er heuchelt,
Und Heuchlern ist nicht wol zu trauen.
Genug, mir grauts für deinen Klauen.

Die sieben und zwanzigste Fabel.

Das Rehe und sein Junges.

Ein junges muntres Rehe
Sprang seitwärts bald, bald in die Höhe,
Bald krumm, bald grad, bald rasch, und bald gemach,
Bis daß zu ihm die Mutter sprach:

Mein Kind durch deine Wundersprünge
Machst du mir freilich viele Lust;
Doch halte mein Erinnern nicht geringe,
Das Springen schwächet deine Brust.
Die Zeiten sind sehr wandelbar,
Denn gerne mischet sich mit Muthwill die Gefahr.

Das Junge sprach: Der Kummer drükt mich nicht,
So lange mirs am Grünen nicht gebricht;

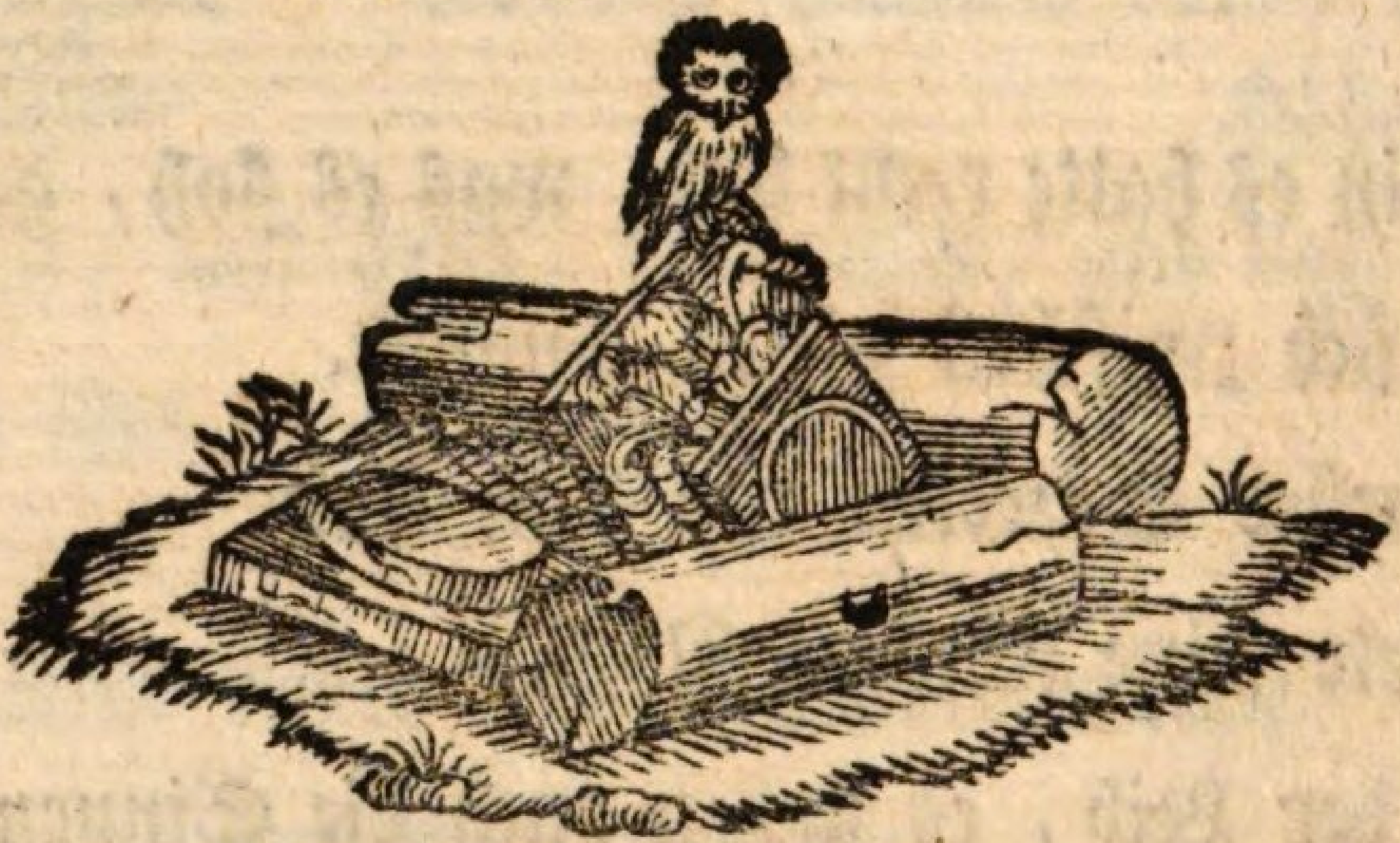
So lange noch der Thau das edle Gras erfrischet,
Und sich der Jugend Glut mit meinem Blute mischet.

Gleich hörten sie nicht weit von ihrem Läger
Des Todes Vorbot, einen Jäger.

Das Alte hielt sich still, und traute den Gebüschen,
Das Junge dacht: Mich wird der Würger nicht erwischen.
Ich weiß, daß er die eitle Jagd bereut,
Und daß mein schneller Lauf mich von der Noth befreit.

Allein es hatte recht das, was es floh, gefunden,
Es sah sich zwischen vielen Hunden.
Ein schneller Schreken vor dem Tod
Vermehrte seine schwere Noth.
Es floh der Leib, es flohen auch die Sinnen,
Je mehr es lief und bey sich selber kämpfte,
Je mehr der Jescht aus seinem Leibe dämpfte,
Je weniger es mocht entrinnen.
Es ward bis auf den Tod gejagt,
Und von der Mutter schon für todt beklagt;
Bis endlich noch zu seinem Glüke
Ein unversehenes Geschike

Den Hunden seine Spur benahm:
Worauf es athemlos zu seiner Mutter kam;
Zu welcher es so lahm als schwach
Mit abgebrochnen Worten sprach:
Mit Wort = en will = ich d = ir des = Mor = gens = dan = ken,
Kaum k = ann ich = s heu = te = in = Gedanken.



Die acht und zwanzigste Fabel.

Der betrogene Fuchs.

Der Vögel gräulicher Verderber,
Der auf den Raub erpichte Sperber,
Der stets auf hohen Bäumen wohnte,
Fieng so viel Vögel, als er konnte.

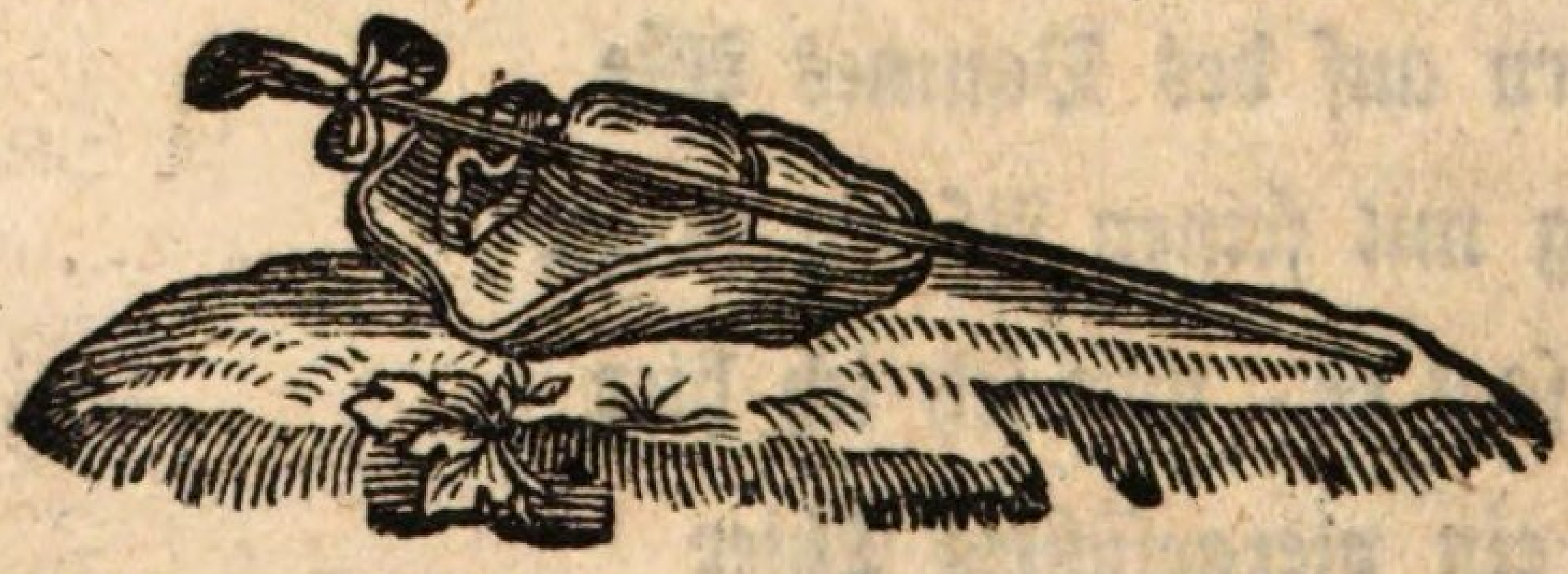
Der Fuchs, dem dieses wol gefiel,
Sprach: Könnt ich, wie der Sperber, fliegen,
Wie hätt' ich ein gewünschtes Spiel,
Wie wollt ich viele Vögel kriegen;
Jedoch es ist mein Wunsch verlohren,
So wünschen ausgemachte Thoren.

Er sah den Marder bald darauf,
Wie er in ungehemmtem Lauf
Den Eichhorn auf des Baumes Aeste
Im Sprung mit seinen Pfoten faßte.
Gut, gut, sagt er, nun seh ich hier
Selbst auch ein viergefüßtes Thier

Ganz hurtig auf den Bäumen springen;
Nicht minder soll es mir gelingen.
Die Kunst muß ich mit meinen vieren
Auch in der obern Luft probieren.
Mißlingt die Absicht des Versuchs,
So bleib ich wie zuvor ein Fuchs.

Er stieg so bald auf eine Weide,
Die ganz gebückt gewachsen war,
Er sah auf solcher einen Staar;
Ha, ha, welch eine Schnabelweide!
Dacht er, und wagte gleich den Sprung,
Der ihm abscheulich wüst mißlung.

Er fiel herab und schrie: Ey, ey!
Ich armer hab ein Bein entzwey.
So geht es, will man alles können;
Der Staar wird mir es herzlich gönnen.
Ich lasse mir auf hohen Bäumen
So bald nicht mehr von Staaren träumen.



Die

Die neun und zwanzigste Fabel.

Der Taucher und die Enten.

DEr Taucher sah sich lange Zeit
Von Ungemächlichkeit befreyt;
Er saß bequem in reichen Teichen,
Und fand sich in so edelm Stand,
Daß kaum ein Taucher in dem Land
Sich diesem wußte zu vergleichen.

Lezt ward er einer Entenschaar
Zu seinem Ungemach gewahr;
Sie flogen über ihm vorbey;
Er dacht: Da macht, bey meiner Treu,
Ein grosser wilder Entenflug
Unfehlbar den gewohnten Zug
In das berühmte Niederland,
Das mir nur vom Gerücht bekannt.
Hier wird sich nun der Anlaß fügen,
Mit dieser Entenschaar zu fliegen.

Er rufet ungesäumt zu ihr,
Wie weit geht euer Flug von hier?

In ferne Länder, sprachen sie,
Du tummer Taucher, komm und sieh;
Dort sind für Millionen Gäste
Canäle, Pfützen, und Moräste
Mit lekern Speisen angefüllt;
Komm, eile, wenn du mit uns willt.

So bald verließ er seinen Ort,
Und flog mit diesen Enten fort.

Sie eilten durch der Lüfte Bahn,
Und langten dorten glüklich an;
Und ein bezaubernd schöner Teich
Gefiel den Enten allen gleich;
In welchen sie sich niedersezten,
Und sich nach Herzenslust ergezten.

In diesem holden Elemente
Befand sich eines Weidmanns Ente,
So wie es schien, in bester Ruh,
Und lokte ihnen sänftlich zu.

Bald liessen alle sich betrügen,
Und schwammen mit behenden Zügen
Nach ihrer fern vermeinten Noth,
Nach ihrem ungesuchten Tod.

Denn nach dem angefangnen Schwärmen
Entstund ein allgemeines Lärmen;
Es suchte jede fortzukommen,
Da wo sie erst hineingeschwommen.
Umsonst; sie sahen sich betrogen,
Die Netze waren schon gezogen,
Und keine von der Schaar entrann;
Sie waren sämtlich eingethan.
Der Taucher mußte vor den andern
Ins bleiche Reich der Schatten wandern.

Die dreyßigste Fabel.

Die mißvergnügten Hirschkühe.

ALs eine Hirschkuh tragend war,
Sucht sie dergleichen noch ein Paar,
Und schwazt denselben tröstlich ein,
Sie sollten mit ihr über Rhein
In eine neue Landschaft gehn.

Sie sagte: Werthe Nachbarinnen,
Ihr könnet für euch selber sehn,
Wie hier, Getraide zu gewinnen,
Der Nutzen kaum die Mühe zahlt;
Ihr seht die Menge unsersgleichen,
Und ihre herrschende Gewalt.
Dies nöthigt uns von hier zu weichen;
Kommt, Werthen, kommt mit mir, ich habe längst
gehört,

Daß über jenem Fluß, an dem die Schweizer pflügen,
So viele leere Wälder liegen;
Wo ohne Müh und ungestört
Wir edle Speise haben können,
Die Herren sind wir dorten selber,
Die Förste stehn uns alle zu,
Sie sind für uns und unsre Kälber;
Dort herrschet Sicherheit und Ruh;
Wer von uns wollte sich ein solches Glük nicht gönnen?

Wir folgen dir, der Rath ist gut,
Sprach jede mit getrostem Muth;
Nur auf, und fort, je eh je lieber!
Sie sezten durch den Rhein hinüber,
Und traten glüklich an das Land.
Sie lobten ihren neuen Stand,
Der Berge fette Fruchtbarkeit;
Voraus die stille Sicherheit;
Bis daß ein Knabe sie erblikte,
Der Beeren in dem Walde pflükte.
Derselbe floh, erfüllt von Schreken,
Mit schnellem Lauf in seinen Fleken;
Wo er erzählt, was er gesehn,

Und wie zu seinem Glük geschehn,
Daß ihn die Thiere nicht gefressen.

Die Jäger merkten sich indessen
Den deutlich angezeigten Ort,
Und eilten gleich mit Hund und Flinte fort.
Die Thiere wurden bald gejagt,
Die Noth ward groß, das Herz verzagt;
Ein Rath nur war daß durch die Flucht
Ein jedes seine Rettung sucht.

Nun was geschah? Des Jägers Bley
Ereilte von den Thieren zwey;
Doch bis an eines Flusses Bord
Trug dies die Kugel mit sich fort,
Wo es vor grossem Durst noch trinkt,
Und trinkend in das Wasser sinkt.
Das andre, das erleget war,
Gab sich dem Schiksal willig dar,
Und legte noch sein Hirschkalb ab,
Bevor es sich dem Tod ergab.
Das dritte so noch Zeit gewann,
Und dem behenden Bley entrann,

Schwamm seiner niegekannten Ruh
In seiner alten Heimat zu.
Daselbst erzählt' es allen andern
Ihr allzu übereiltes Wandern,
Die zugezogne grosse Noth,
Und seiner beyder Schwestern Tod.

Die

Die ein und dreyßigste Fabel.

Die freundlosen Müken.

EY! finden sich denn allenthalben
Die nimmer mükensatte Schwalben!
So klagt ein Schwarm von kleinen Müken,
Und sprach: Der beste Rath ist fliehn,
Wir wollen nach den Wolken hin.

Sie nahmen himmelwärts den Flug.
Doch fruchtlos war der hohe Zug;
Mit ihnen flog ihr Ungemach.
Die Schwalben folgten ihnen nach,
Und frassen sie bey Millionen;
Die Müken spürten kein Verschonen.

Sie hofften besser zu entwischen,
Verstekten sie sich in den Büschen;

Doch

Doch tausend wurden da noch heute
Dem andern Federvolk zur Beute.

Sie flogen nach den tiefen Gründen,
Daselbst mehr Sicherheit zu finden,
Wo man nur See und Teiche sah.
Sie dachten, niemand wohnte da.
Allein auch dieser Rath mißlang,
Weil sie das Schuppenheer verschlang.

Sie schrien unter Weh und Ach:
Was will es endlich mit uns werden!
Sie senkten sich tief zu der Erden.
Erst ward die Plage tausendfach;
Eydexen, Kröten, Frösche, Spinnen,
Und Natern nahmen sie von hinnen.

Ach, sprachen sie, wir arme Müken!
Von uns weiß niemand unsre Noth
Mit Worten gnugsam auszudrüken;
Wir sämtlich sind so gut als todt!

Die Spinn, ihr Erzfeind, unterbrach
Der Müken angestimmtes Ach,
Und sprach: Denkt doch, ihr armen Thoren,

Wozu ist jedes Thier gebohren;
Ists euch alleine nicht bewußt?
Wie wollt ihr euch mit Recht beschweren?
Ihr lebt, wie wir, für euch zur Lust,
Und andre lebende zu nehren.
Es bringet euch doch viel Vergnügen,
Daß ihr so treflich könnet fliegen.
Man wird auch stets die Müken preisen,
Daß sie so viele Feinde speisen.

Die

Die zwey und dreyßigste Fabel.

Der Hase und der Käfer.

Ein Hase kam des Abends aus dem Wald;
Es sah der Feige nicht so bald
Den Käfer nächst bey ihm mit fünf bis sechs Ameisen,
Doch allzeit fliehend sich zerbeissen,
So sprach er: Ey, was muß ich an dir sehn,
Darfst du denn nicht vor diesen stille stehn?
O du verzagte Memme du!
Halt stand, schlag herzhaft auf sie zu;
Du kanst sie ja mit deinen vielen Waffen
Nach deinem Wolgefallen strafen.

Der Käfer giebt nichts drum, er doppelt seine
Schritte,
Damit er sich des kleinen Feinds entschütte.
Er flieht mit kluger Hurtigkeit,
Bis er der Räuber sich befreit,

Bis er durch fliehn sie überwindet,
Entzükt, daß er sich izt in Sicherheit befindet.

Kaum daß er wieder ausgeruht,
Erfuhr er auch des Hasen Heldenmuth,
Der kürzlich ihn für einen zagen hielt,
Doch izt die Zagheit bey sich selber fühlt:
Ein Eichhorn warf ihm was von Grase
Von einem Eichbaum auf die Nase.
O Noth! wie zaghaft floh der Held
Mit schnellen Sprüngen aus dem Feld.
Man sagt, die Scham mit Furcht vermischt
Hab ihn zur Flucht noch angefrischt.

Drauf rief der Käfer überlaut:
Ey, halt, verzagte Hasenhaut!
Wie tief ist schon dein Heldenmuth gefallen?
Ja, ja, du bist der feigste von uns allen.

Der Hase, wie gepeitscht von kaltem Schreken,
Floh nach den nächstgelegnen Heken;
Und als er sie im Schreken durchgebort:
Rief er: Ey, Käfer noch ein Wort!
Der kühnste Held bleibt nicht am gleichen Ort.

* * *

Die drei und dreyßigste Fabel.

Die Katze und die Heidechs.

DEr Katze war es einst gelungen,
Daß sie für ihre lieben Jungen
Im Garten eine Heidechs fieng,
Mit welcher sie nach Hause gieng.

Es sprach die Heidechs unterwegen:
Ach, Katze, was hast du im Sinn,
Sprich doch, wo willst du mit mir hin?

Der Katze Rede war dagegen:
Komm du, und komm nur ungezwungen;
Du must mit meinen schönen Pflanzen,
Mit meinen herzgeliebten Jungen,
Zum Zeitvertreib ein wenig tanzen.

Die Heidechs sprach: Das kann ich nicht,
Ich bin hierauf nicht abgericht.

Die Katze trug sie immer fort,
Und sagte: Schweige; rede dort,
Wenn du bey meinen Jungen bist;
Sey sicher, daß dich keines frißt.

Kaum aber sezt sie solche nieder,
So springt ein Kätzgen auf sie los,
Und giebt ihr einen harten Stoß,
Und quetschet Fleisch und Haut und Glieder;
Bald wieder fühlte sie mit Grauen
Des andern scharfgewezte Klauen;
Und dort hängt bey dem ekeln Tanz
Ein drittes ihr an ihren Schwanz,
Bis er in manches Stük zerfiel.

Sie schrie: O unbarmherzigs Spiel!
Bei solchem Tanz verliert man Glieder!
Ach, gieb mir meine Freiheit wieder!

Die Freiheit! sprach die Katze drauf;
Ich nahm dich ja so zärtlich auf,

Und ſchüzte dich noch für den Feinden,
Und wär es nur für jenen dreyen,
Dem Rittelgeyer, Storch, und Weyhen;
Wie ſpöttiſch dankſt du deinen Freunden?

Die Heidechs ſprach: Dergleichen Freunde
Sind gräulicher als alle Feinde;
Denn dieſe tödten in der Eile,
Und ihr mit peinlich langer Weile.

Die vier und dreyßigste Fabel.

Der Feuerwurm und das Ungeziefer.

Zum Feuerkäfer sprach die Motte:
Du lebst wahrhaftig uns zum Spotte,
Du garstigstes von allen Thieren;
Es grauet mir dich anzurühren.

Die Ameiß kam herbey gegangen:
Und sprach: Den könnten Schneken fangen;
Ich glaube nicht, daß dieser Träge
Im Jahr sich siebenmal bewege.

Zugleich rief eine tolle Fliege:
Lernt hier, wie man den Honig kriege;
Es scheint, der Wurm will Honigwaben
Selbst aus dem Schooß der Erde graben.

Im gleichen Ton sprach eine Müke:
Es wär ein rechtes Meisterstüke,

Flög auf den nächstgelegnen Hügel
Der lahme Schleicher ohne Flügel.

Ein Käfer stimmt den Spöttern bey:
So giebts der Fresser vielerley.

Ihm schont auch nicht die schwarze Laus:
O bliebst du, sprach sie, doch zu Haus.

So hatten diese losen Spötter
Zum besten unsern guten Wurm.

Er rief zulezt: Gerechte Götter!
Wie lange währet dieser Sturm?
Fehlt einem Dinge Glanz und Schein,
So heißt es gleich, es sey gemein;
Ob Vorzüg auch vorhanden sind,
Ist man mit ofnen Augen blind;
Und was der Wiz noch nie beschritten,
Das heißt man falsch und aufgeschnitten.
Doch dünkt es euch gleich ein Gedicht,
So ists doch wahrhaft, daß ein Licht
Aus meinem Eingeweide dringt,
Das alle Finsterniß verschlingt,

Die meinen kleinen Leib umhüllt;
Der Himmel weiß, woher es quillt.
Geht nun, ihr ungerechte Spötter,
Und zieht die Wahrheit in ein Spiel;
Im Spotten haltet ihr kein Ziel,
Izt trift es mich, bald gar die Götter.

Die fünf und dreyßigste Fabel.

Die Zeit und die Raupe.

Zur Raupe sprach die schnelle Zeit:
Du must hinfür nur schlafend leben,
Und dich des Raupenstands begeben.
Das heißt dich die Vergänglichkeit.

Was nennst du, sprach die Raupe drauf,
Im Schlafe leben, sonder essen?
Ich würde bald den Schlaf vergessen,
Befördert ich des Lebens Lauf
Nicht täglich mit gewohntem Essen.

Die Zeit erwiederte dagegen:
Du kanst die Furcht beyseite legen,
Du wirst dies Schlafen nicht bereuen,
Ein bessrer Stand wird dich erfreuen;
Ein Wunder, das ich mehr gesehn,
Wird, weil du schläfst, mit dir geschehn.

Du wirst ohn einzige Beschwerden
Zum ersten eine Puppe werden,
Hernach ein bunter Schmetterling.
Halt meine Rede nicht gering,
Kömmt diese Art Verwandlung dir
Gleich izt noch unbegreiflich für.

Die Raupe schikte sich darein,
Sie sagte: Kanns nicht anders seyn,
So will ich mich nicht länger säumen,
Ob mir es gleich am sehen fehlt;
Bin ich zum Schlafen auserwählt,
So möge mir was süsses träumen.

Drauf hüllte sie sich schleunig ein,
Als sänke sie ins Grab hinein;
Darinnen ward sie, ohn ihr Wissen,
Dem ersten Stande bald entrissen.

Bald kroch der Schmetterling hervor,
Und stieg auf einen Ast empor.
Er schwinget seine bunten Flügel,
Er sieht auf solchen göldne Spiegel,
Mit Purpur um den Rand geschmükt,
Hier Silber auf dem Sammt gestikt,

Dort rosenroth und veilchenbraun,
Bedekt mit gelbem Staub von Gold.
Er konnte sich nicht gnug beschaun;
Er ward sich endlich selber hold.
Beseelet von der Sonne Stral
Erhebet er sich in den Saal
Der fliessenden durchsichtbarn Luft;
Er schwingt das prächtige Gefieder.
Dann läßt er sich im Garten nieder,
Den lichtgefärbte Blumen mahlen.
Er trinket hier aus göldnen Schalen
In einer Tulpe weichen Schooß,
Worinn ein süsser Honig floß.
Dann sezt er sich auf Silberliljen;
Er wechselt Rosen mit Jonquiljen;
Er fliegt von Nelken zu Jeßminen,
Und izo scherzet er im Grünen.

O Götter, sprach er, welche Lust,
Wovon die Raupe nichts gewust!

Die sechs und dreyßigste Fabel.

Die jungen Bäume und die hohen Tannen.

O Weh! wir werden so nicht alt;
Des Westwinds schrekliche Gewalt
Wird uns unfehlbar niederschmeissen.

Dies war der jungen Bäume Klage,
Als einst ein Westwind viele Tage
Mit stürmerischem Wüten brauste,
Und rasend durch die Lüfte sauste.

Allein als izt der Sturm verschwand,
Und jeder sich noch fest befand,
So sahen sie, selbst unversehrt,
Die hohen Tannen umgekehrt.

Sie sprachen demnach unter sich:
Die Zeit her gieng es fürchterlich;
Doch nunmehr ist das Spiel gewonnen,
Wir sind für tausenden entronnen.

Denn schaut doch rings um uns herum,
Es schmieß die grösten Tannen um.
Wir wünschten sonst: ach, wären wir
Ihr Tannen auch so stark wie ihr!
So möchte zwar ein Sturm uns büken;
Doch niemals völlig niederdrüken.
Der Wunsch war wider unser Heil;
Wir sehen izt das Gegentheil.

Drauf sprach ein Alter unter ihnen:
Obgleich wir wie verlassen schienen,
So sind wir dennoch, liebe Kinder,
So gut als Tannen, und nicht minder.
Sind wir gleich kurz und jene lang,
Hoch seyn hilft oft zum Untergang.
Viel Holz, viel Aeste, viele Tangeln,
Dient nur zur äusserlichen Pracht;
Denn wem die guten Wurzeln mangeln,
Den wird der starken Wetter Macht
Doch endlich ohne Müh besiegen.
Warum? Er weiß sich nicht zu schmiegen.

* * *

Die sieben und dreyßigste Fabel.

Der Feigenbaum und die andern Bäume.

Zu Quitten- Birn- und Aepfelbäumen
Sprach ein noch junger Feigenbaum:
Wie, gönnt der Mensch euch so viel Raum?
Man sollt euch aus dem Wege räumen;
Denn sauer seyd ihr insgesammt,
Wie ihr von sauern Aeltern stammt.
Nur meine Frucht allein ist süß,
Und jeder, der noch in sie biß,
Der rief, so bald er sie versucht:
Ey, welche honigsüsse Frucht!
Könnt ich nur von der Stelle gehen;
Ich schäme mich bey euch zu stehen.

Sie sagten zu dem Feigenbaum:
Wir alle geben, was wir können,

Und

Und gönnt der Gärtner uns den Raum,
Warum willst du uns den mißgönnen?
Weil er bisher uns stehen ließ,
So scheints, daß ihm für uns nicht schaure.
Du schmekst ihm etwann allzu süß,
Und dann erwehlt er sich das Saure.
Den Nächsten so, wie du, verschmähn,
Das heißt sich allzu sehr vergehn.
Und kennest du des Gärtners Sinnen,
So würdest du es anders fassen;
Du würdest uns, statt uns zu hassen,
Noch heute herzlich lieb gewinnen.
Denn wärst du, Feigenbaum, allein,
So könnt' es wol nicht anders seyn,
Es wäre deiner Früchte Saft
Dem Gärtner äusserst ekelhaft;
Nothwendig müst es ihn verdriessen,
Kämst du ihm immerdar mit Süssen;
Er würd einst über dich ergrimmen,
Und dich im Zorn zum Brand bestimmen.

* * *

Die acht und dreyßigste Fabel.

Die zwo ungleiche Katzen.

Ein Bauer, den die Mäus' und Ratten
Jahr ein Jahr aus beschädigt hatten,
Gieng hin, und dung für wenig Bazen
Zwo auserlesne starke Katzen.

Er sprach zu jeder: Thut ihr mir
Die Katzenpflichten nach Gebühr,
So will ich euch zum Lohn hingegen
Mit guter Milch und Spek verpflegen;
Und werdet ihr inzwischen alten,
Will ich euch reichlich unterhalten.

Gut, sprachen sie, wir sinds zufrieden,
Wir beyde wollen nie ermüden,
Dir deine Ratten nach Verlangen
Zusamt den Mäusen wegzufangen.

Die Sache gieng auch gut von statten
Zum Untergang der Mäus' und Ratten.
Vom Uebel ward in kurzer Zeit
Der lang geplagte Mann befreyt.

Den Katzen wurde wunderwol,
So daß sich eine wollustsvoll
Weit besser als die andre pflegte,
Indem sie sich aufs Naschen legte;
Und endlich kam es gar zum Rauben,
Sie stahl Kapaunen, Enten, Tauben;
Sie zog auch stets den Vögeln nach,
Daher der Bauer zu ihr sprach:

Soll ich dir, Katze, treulich rathen,
So fange nichts als Mäus' und Ratten.
Dein Stehlen macht dir sonst noch bange;
Fürwahr, so daurt es nicht mehr lange.

Umsonst; sie stahl, und trug zum Lohn
Den wolverdienten Tod davon.

Die andre hielt sich nach Versprechen;
Auch ließ der Mann ihr nichts gebrechen.
Er war in ihrem hohen Alter
Ihr reicher Geber und Erhalter.

Die neun und dreyßigste Fabel.

Der spottende Häher.

Ein Häher sah so bald nicht einen Fuchsen,
So sezt er schon sein Waldgeschrei hintan,
Und fieng auf einer Fichten an
Gleich einem zahmen Huhn zu gluchsen.

Gut, dacht der Fuchs, giebts hier von diesem Vieh,
So spart es mir, ins Dorf zu gehn, die Müh.
Er schlich so bald nach diesem Ort,
Jedoch mit leisen Schritten, fort,
Um diesen lekern Fang zu nüzen.
Er schlich, und sah zu seiner Schmach
Nur einen losen Häher sizen;
Zu dem er voller Unmuth sprach:
Verfluchtes Maul, das mich so wüst betrog!

Worauf der Häher weiter flog,
Und in dem Dorf die Henne schrekte.
Sie hielt den Häher an dem Schreyen

Für ihren Feind, den bösen Weihen,
So daß sie gleich die Jungen sorgsam dekte.

Doch über eine kurze Weile
Jauchzt er nach Art der frohen Eule.
Die Vögel sassen bald zu Schaaren um ihn her;
Er band mit jedem an, und jedes spottet er.

Da gab ihm einer diese Lehre;
Er sprach: Mein frecher Häher höre:
Spotten thut nicht gut,
Um den Schimpf zu büssen,
Muß oft eignes Blut
Von dem Spötter fliessen.

Bald kam ein Jäger in den Wald;
Der Häher sah ihn nicht so bald,
So drehet er ihm eine Nase,
Er schrie izt, wie ein junger Hase.
Der Jäger stund zwar still, doch merket er den Possen,
Und wird darüber ganz verdrossen;
Im Unmuth faßt er den Entschluß,
Und rächt den Schimpf mit einem Flintenschuß.
Der Häher schrie izt in der ächten Sprach,
Als er vom Baume fiel und Hals und Kopf zerbrach.

Die vierzigste Fabel.

Das Eichorn und der Mann.

EIn Eichhorn lag mit nicht geringen Kummernissen
Bey seinem kleinen Schaz von abgepflükten Nüssen
In einem ziemlich grossen Raum
Von einem holen Eichenbaum;
Dieweil ein Mann in aller Eile
Mit starker Faust und scharfgeweztem Beile
Ihn umzuhauen willens war.

In solcher dringenden Gefahr
Ergab das Thier sich dem Geschike,
Und dacht: damit mich nichts erdrüke,
Verberg ich mich für Sturz und Mann
In meiner Gruft, so gut ich kann.

Bald fiel der Baum, und als er lag,
So kam mit seinem Schaz das Thiergen an den Tag.

Gleich

Gleich sprach der Mann zu diesem guten Thier:
So findet man die Nüssediebe;
Ich sehe deinen Vorrath hier,
Der zahlt mir reichlich meine Hiebe.
Indessen sollst du, Diebgen, wissen,
Daß deines gleichen sterben müssen.

Das Eichhorn sagte zu dem Mann:
Eh du die Mordlust an mir büssest,
Und mein unschuldig Blut vergiessest,
So höre noch die Frage von mir an:
Schikt man die Menschen auch dem Tod in seinen Rachen,
Die einen Vorrath für sich machen?

Nein, sprach der Mann,
Du Nüssedieb, was geht dich dieses an?

Das Eichhorn sprach: Genug, ich konnte durch dein Nein
Den Zwek von meiner Frag erreichen:
Ich weiß nunmehr, warum so wenig meines gleichen,
Und auch warum so viele Menschen seyn.

* * *

Die

Die ein und vierzigste Fabel.

Die Priester und die Colibri.

Als einst der Priesterschaft in Surinam
Der Sinn an lekre Bissen kam,
Sprach sie zu jenem kleinen Federvieh,
Dem buntgefärbten Colibri:
Ihr sollet künftighin, ihr Vögelchen, allein
Die priesterliche Speise seyn.
Der Ruhm, die Priesterschaft zu nähren,
Gereicht euch zu besondern Ehren.

Drauf sprach eins dieser Colibri:
Welch Heiliger gab euch die Regel?
Giebts doch so schwergemästet Vieh,
Giebts doch so viele grosse Vögel,
So viele Fisch im weiten Meer,
Warum wählt ihr nicht die vielmehr?
Wie kömmts, daß ihr auf uns gefallen seyd?
Wollt ihr nur darum uns ermorden,

Weil wir so klein und schön gebohren worden?
Stekt in der Farbe denn so grosse Niedlichkeit?
Wir wollten doch, ihr Herren, gerne hören,
Wovon sich anderwerts auf unserm Erdenkreis,
In Ländern, wo man noch von Colibri nichts weiß,
Die priesterlichen Bäuche nähren.

Die Priester sprachen drauf mit diesen Worten:
Die Priesterschaft an andern Orten
Speist alles was sich speisen läßt.
Man sieht auf ihrem Tische
Gevögel, Wildpret, Vieh und Fische;
An einem Ort ißt man zum Vogel auch das Nest.

Man hört auf den Bericht die kleinen Vögel sagen:
Verdenket man uns denn, daß wir uns klagen;
Hier leidet niemand sonst, als wir allein,
Und dorten ist das Unheil allgemein.

Die zwey und vierzigste Fabel.

Die Warnung des Gärtners an seine Blumen.

Nach einem sehnlich langen Warten
Auf neue Pflanzen in dem Garten
Drang endlich durch des Winters Nacht
Doch allgemach, des Lenzens holde Pracht.
Die Blumen ächzten vor Verlangen
Die Lebenswärme zu empfangen,
Und stritten sämtlich um die Wette,
Wer unter ihnen sich zu erst verschönert hätte.

Der Gärtner gab izt fleißig acht,
Er war auf jede gleich bedacht.
Doch bey dem unbedachten Eilen
Fand er für gut, nach seiner Gärtnerpflicht,
Den Blumen seinen Unterricht
In allen Treuen mitzutheilen.

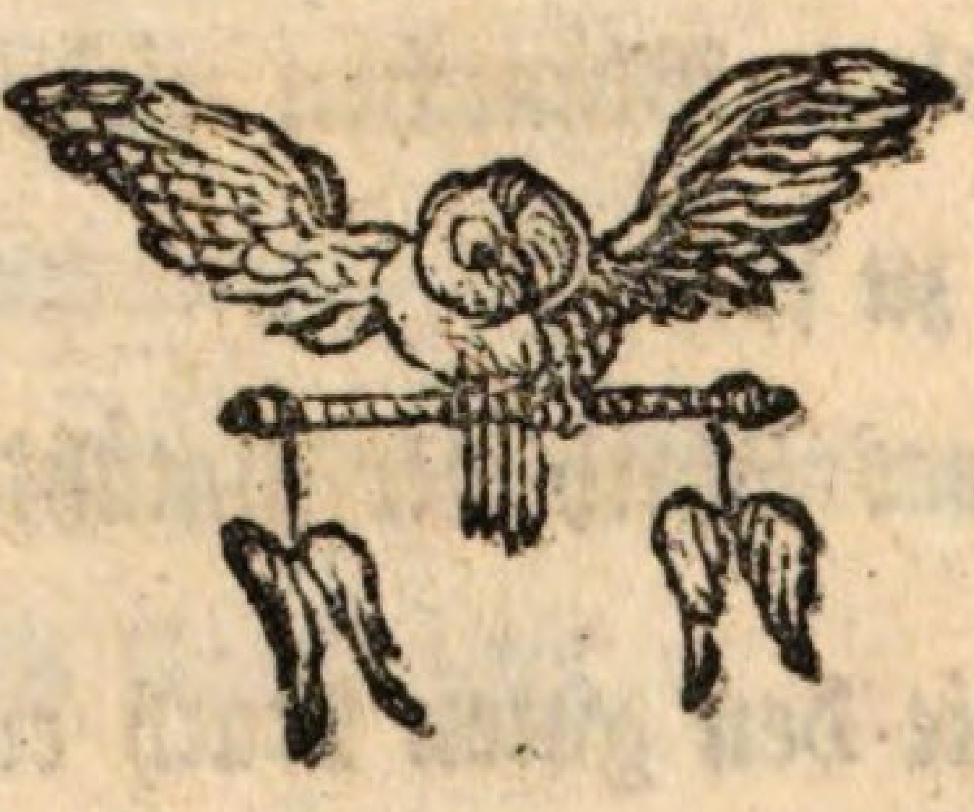
Er sprach: Ihr Blümchen, eilet nicht,
Scheint gleich der Sonne helles Licht,
So dürft es sich doch bald verdeken,
Und Morgens euch der rauhe Nord erschreken;
Seyd doch, ich bitt euch, nicht so kühn,
Steigt noch nicht auf die Stengel hin;
Sie sind noch nicht genug verwahrt;
Sie sind für Stürme noch zu zart.
Ist doch der schöne Lenz nicht mehr so weit,
So wartet gern bis zür bequemen Zeit.

Es gaben viele kein Gehöre
Auf ihres treuen Gärtners Lehre.
Sie fuhren fort nach ihren Lüsten
Sich vor den andern aufzubrüsten.

Bald aber kam des Nordwinds Blasen
Mit ausserordentlichem Rasen,
Und trieb sie wütend hin und wieder,
Und schmieß die stolzen Blümchen nieder.
Anjezt bereuten sie zu spät,
Daß sie des Gärtners Rath verschmäht.

Die andern, die den guten Rath erkannten,
Erhuben sich nur nach und nach;

Und wuchsen, jedoch allgemach;
Und endlich ward ihr bunter Flor so schön,
Daß man ihn schwerlich prächtiger gesehn.
Sie wurden durch der Farben Glänzen
Zur Zierd' in diesem neuen Lenzen.
Es war ihr Frühling recht beglükt,
Mit Anmuth um und um geschmükt.
Es schien, als wollte durch die Stralen
Die Sonne sie mit voller Kunst bemahlen.
Man sah davon bey tausend Wunderspuren
In seltsam ausgekünstelten Figuren,
So die Natur in reiner Pracht
Durch göttlich eingeprägten Fleiß hervorgebracht.
Und von so vielen Wunderspielen
Mußt alles lauter Wollust fühlen.
Bey dieser Art Geschöpfe war noch nie
Solch eine süß empfundne Harmonie.



Die

Die drei und vierzigste Fabel.

Der Gärtner und der Wildfang.

Als ungefehr in dem Gehäge
Ein Gärtner einen Wildfang fand,
Nahm er bald Messer, Beil und Säge,
Samt Bast und Wachs und Moos, zur Hand;
Und faßt den Wildfang unverzöglich;
Er sprach: Du sollst, so bald als möglich,
Wofern mir Schnitt und Hieb gelingen,
Ganz wunderschöne Früchte bringen.

Der Wildfang sprach: Willst du mir schwachen
Ein frühezeitigs Ende machen?
Du kannst es wol noch mehr verschieben;
Mir graut es noch für Schnitt und Hieben.
Nach Ansehn hab ich kein Verlangen;
Bisher ists mir noch wol ergangen;

Den Wolstand such ich nicht zu bessern,
Ich werde mich von selbst vergrössern.

Der Gärtner sprach: Du weist noch nicht
Der gut gepfropften Bäume Tugend,
Und folglich nicht, was dir gebricht;
Das thut der Unverstand der Jugend.
Diesmal weiß ich für dich nichts bessers
Als eine Stümmlung deiner Grösse,
Als meiner scharfen Säge Stösse,
Und als die Schnitte meines Messers.
Ein Zweig hilft deiner wilden Art,
Dünkt gleich der Handgriff dich zu hart.

Bald that der Gärtner, was er sagte,
Ob sich das Bäumchen gleich beklagte.

Nach wenig Jahren kam er wieder,
Und saß bey diesem Bäumchen nieder.
Er sprach: Wie bist du schon so groß;
Dir fehlet weder Laub noch Schoß!
Noch mehr, mir scheinen deine Früchte
Mit voller Anmuth ins Gesichte.

Das Bäumchen sprach: Nun darf ich mich
Nebst deinen Liebsten sehen lassen;
Ich dank es dir herzinniglich;
Was wär ich, hättst du meinem Willen,
Der Frucht von meinen eitlen Grillen,
Mich jungen Wilden überlassen.

Die

Die vier und vierzigste Fabel.

Der Gärtner und der junge Baum.

IM Herbst bey ungestümem Wetter
Verlohr ein Baum den Schmuk der Blätter.

Wie soll ich schon zu Grunde gehn!
Sprach der noch nicht bejahrte Baum;
Ey, ist es schon um mich geschehn!
O kurze Zeit, o leerer Traum!
Mir fallen alle Blätter ab;
Muß ich denn vor der Zeit ins Grab?
Stets nur in Todsgefahr zu schweben,
Lohnts ja der Mühe nicht zu leben.
Ach, hätt ich dich, du dürres Land,
Und selbst das Leben nie gekannt!

Der Gärtner hörts, und rief ihm zu,
Mein guter Baum was sagest du?

Dein

Dein Leben ist noch nicht verloren,
Vermeinst du gleich, du seyst erfroren.
Es reissen bey dem rauhen Wetter
Von Jahr zu Jahr der Bäume Blätter;
Wie sie von dir und allen fallen,
So kömmt zugleich auch dir und allen
Der Sonne Kraft, des Gärtners Schuz,
Zu seiner rechten Zeit zu Nuz.
Es ist an dem, du würdest dich
Zu sicher auf dich selbst verlassen;
Allein verlasse dich auf mich,
Ich kann nicht meine Pflanzen hassen.
Der deine Blätter fallen sah
Der sorgt für dich, und ist dir nah.
Ich bin es, der dich früh und spat,
Bey Frost und Hitz, im Auge hat.
Deßwegen sieh geduldig zu,
Und schike dich zur Winters-Ruh.
Du wirst mit neuen Blättern prangen,
Und Früchte werden an dir hangen.

* * *

Die fünf und vierzigste Fabel.

Das Kind und der Weg.

Ein Kind kam aus dem Wald zurük,
Und sah da vor ihm eine Straß,
An die es auszuruhen saß.

Es sprach zur Strasse: Welches Glük
Für mich verirrtes, führtest du
Mich sicher meiner Heimat zu!

Sie sprach: Kind, das versprech ich dir;
Sey gutes Muths, und folge mir,
Ich will dich bald nach Hause bringen,
Nur must du nicht vom Wege springen.

Das Kind sprach: Strasse, noch ein Wort,
Es scheint, du wollest meiner lachen,
Du selbst gehst nicht gerade fort,
Ich seh dich manchen Umweg machen.

Die Strasse führt in Antwort an:
Ich habe keine Schuld daran,
Zur rechten und zur linken Seiten
Ward ich von wunderlichen Leuten,
Wie sie ihr Eigennuz ermahnt,
Gerade bald, bald krumm gebahnt.
Die einen liessen ohn Entgeld
Mich nimmer durch ihr Weizenfeld,
Und andre nicht durch ihre Matten,
Noch mehr verschränkten mich, die nahe Weinberg' hatten.
Sie wiesen mich noch über Meer,
Wofern es ihnen nüzlich wär.
Mein Kind, indessen gehe du
Auf mir nach deiner Heimat zu.

Das Kind sprach endlich zu der Strasse:
So ists noch güt, wie ich es fasse,
Denn Schiffer könnten nichts gewinnen,
Giengs nach der meisten Bauern Sinnen.

Die

Die sechs und vierzigste Fabel.

Der Mensch und dessen Schatten, die Schande, die Ehre, und der Tod.

Es sprach der Mensch zu seinem Schatten:
Wie treflich komm ich dir zu statten?
Dein ganzes Wesen kömmt von mir.
Wie, dankest du mir auch dafür?

Der Schatten sprach: Nein, meine Pracht
Entsteht von einer höhern Macht.
Ich komme von der Sonne Licht;
Scheint sie nicht, so entsteh ich nicht.
Mir ist an dir nicht viel gelegen,
Laß nur dein Großthun unterwegen.

Der Mensch fieng hönisch an zu lachen,
Und sprach: Wer lehrt dich solche Sachen?
Ich will dir gleich den Mund beschliessen;
Denn, leerer Schatten, du sollst wissen,
Wenn nirgend keine Körper wären,
So könnte sie dich nicht gebähren.

Es daurte dieser Schattenstreit
Mit ungemeiner Heftigkeit,
Bis sich die Ehre mit in das Gefechte ließ,
Und alle beyde schweigen hieß:
Schweigt beyde, denn der Vorzug mag
Auf wen er will von beyden kommen,
So liegt ja heiter an dem Tag,
Der Sieg wird nur für mich genommen.

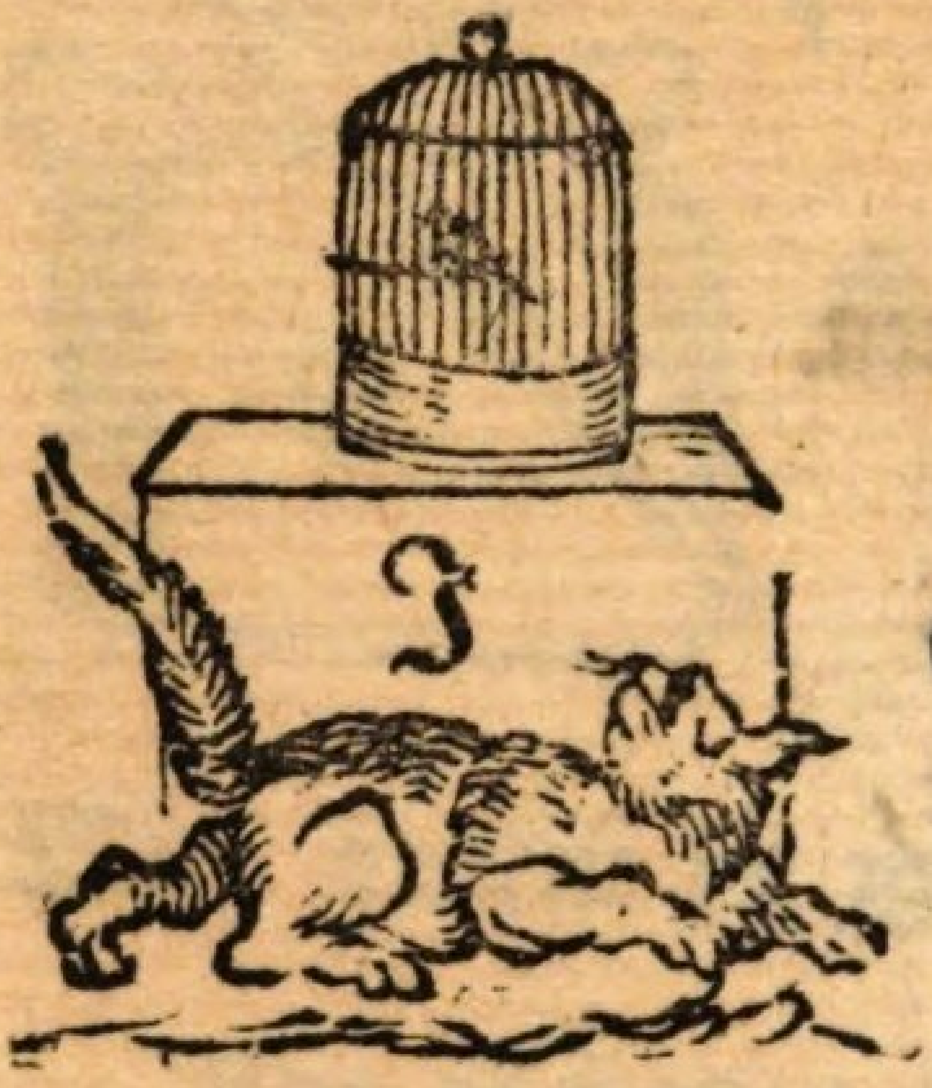
Die Schande legt sich auch darein:
Den halben Theil, sprach sie zur Ehre,
Weist du ja, daß ich insgemein
Für mich zum Eigenthum begehre.

Der blasse Tod stuhnd nächst dabey,
Und hörte dieses Zankgeschrey;
Er konnte sich nicht mehr enthalten,
Da diese vier so schreklich pralten;
Gleich griff er auf den Menschen zu,
Und sprach: Nur du störst aller Ruh.
Er nahm ihm seine düstre Brille,
Und sezet ihm des Todes auf.
Nun siehest du der Zeiten Lauf,
Sprach er; drauf wards auf ewig stille.

*　*　*

Die sieben und vierzigste Fabel.

Das Licht und die Farbe.



Ich sehe, daß ich etwas bin;
Doch langet mein Verstand nicht hin,
Mir durch mein eigenes Vermögen
Den ächten Nahmen beyzulegen.
Ich bin, und bin nicht, wechselsweise;
Oft weil ich meine Schönheit preise,
Erfahr ich meine Nichtigkeit,
Doch weichet nur die Dunkelheit;
So heb ich mich aus dem Verwesen
Und werde, was ich erst gewesen.

So ließ sich zu des Lichtes Ehren
Die angestralte Farbe hören.
Sie sann dem Handel allgemach
Mit tiefer Ueberlegung nach,

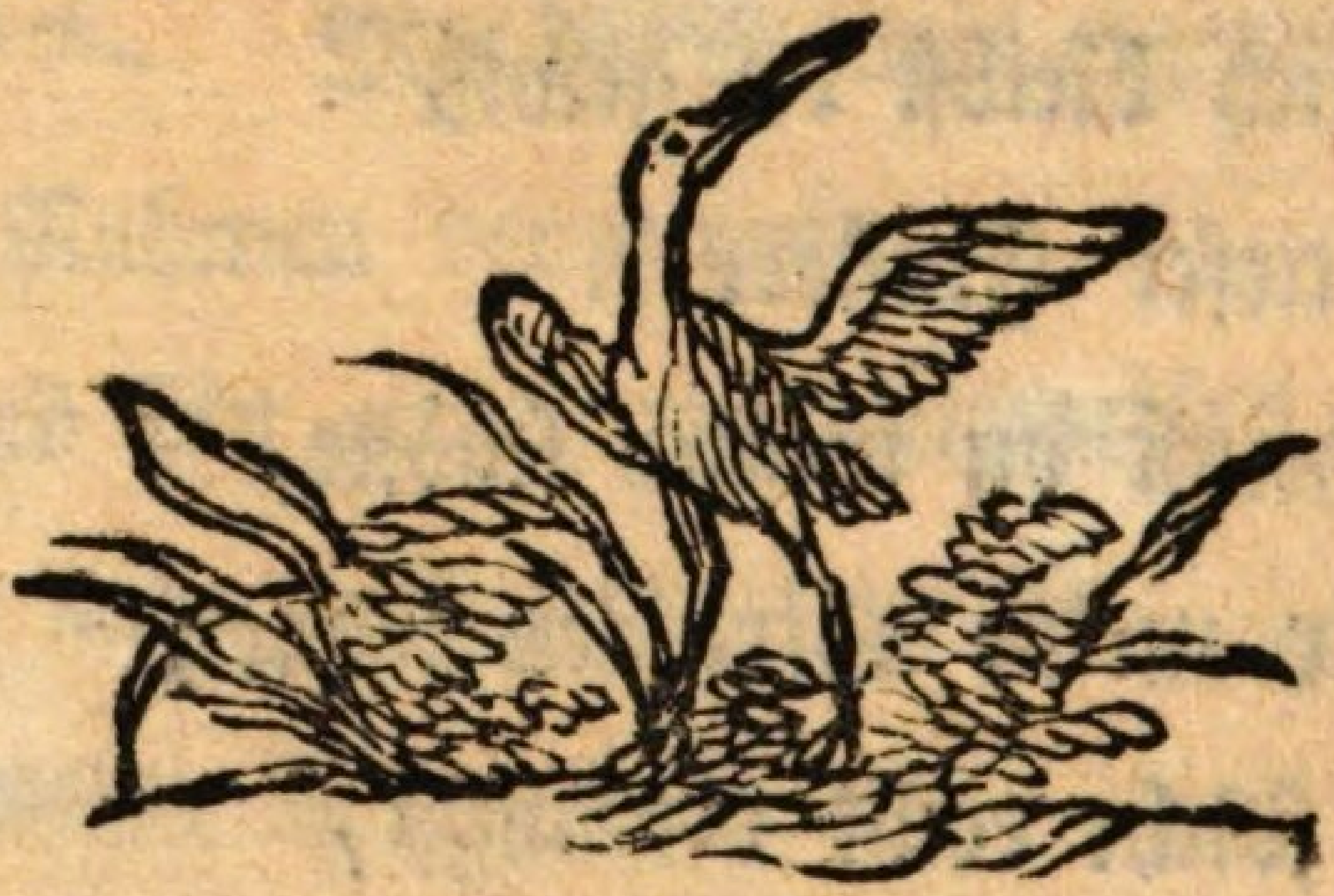
Bis sie den Zug in sich verspürte,
Der sie zum Licht, dem Ursprung, führte.

Sie rief: O Licht, nun merk ich klar,
Daß ohne dich ich dunkel war;
Daß du mir, wenn du mich bestralest,
Das Leben giebst, und mich bemahlest.
Gesteh es mir, ich bitte dich,
Und sage doch, wie nennt man mich?

Ey, Farbe heist du, sprach das Licht,
Du bist mein Kind, du irrest nicht;
Und ohne mich bleibst du gewiß
Versenkt in tiefer Finsterniß.
Hingegen scheinst du treflich schöne,
Wenn ich dir meine Strahlen lehne;
Und wo du solche recht verlangst,
Und sie mit reiner Lust empfangst,
Will ich dich immerfort bestralen,
Und dich mit solchem Schimmer mahlen,
Daß du, gleich mir, durchscheinend wirst,
Und deine Farbe nie verlierst.
Nichts soll mich ewig hinterhalten,
Mit Sorgfalt über dich zu walten.

Doch

Doch eins, sieh dich in Demuth vor,
Daß dich der Hochmuth nicht berüke,
Du wollest über mich empor,
Sonst zöge sich mein Schein zurüke.
Denn bliebst du Farbe ganz gewiß
Ein Körper voller Finsterniß.



Die

Die acht und vierzigste Fabel.

Der Fabelfänger.

DEm Fabelfänger fiel es einsten schwer;
Von Fabeln sah sein Aug die ganze Gegend leer.
Er schaute hin und her, er sucht' in seinen Taschen;
Verlohrne Müh! er konnte nichts erhaschen;
Die Fabeljagd lief fruchtlos für ihn ab,
So, daß er sich der stillen Ruh ergab.
Er dacht: Es läßt sich nichts erzwingen;
Die Fabeljagd ist eine freye Kunst;
Das Auge blendet oft ein unsichtbarer Dunst;
Ein Zufall muß mir Fabeln bringen.
Doch schwur er heimlich bey sich selber:
Mich dünkts, bey meiner Fabel-Ehre,
Als wenn das Spiel verzaubert wäre!
Seh ich nur Schnepfen oder Kälber
So schneid ich, was sie thun, in Buchenrinden ein.
Ists denn zu schlecht für Pan, so solls für Hirten seyn.
Thut einer was er kann, so hat er gnug gethan.

Drauf trift er gleich zween Wandrer an.
Er denkt: Die will ich reden hören,
Sie sollen meine Fabeln mehren.
Wohin, fragt er, wo wollt ihr beyde hin?
Der eine sagt: Ich hab im Sinn,
Vergrabne Schäze zu entdeken,
Sollt ich dabey von Arbeit gleich verreken.

Der andre Wandrer lachte dessen,
Und sagt: Ein böser Geist hat den besessen:
Was mich belangt, so hab ich edlere Gedanken;
Ich renn in tugendhaftern Schranken;
Ich suche weiters nichts in dieser Welt,
Als Glük und Ehr, und schon gemünztes Geld.
Der Fabelfänger dacht: Das gäbe feine Lehren;
Ich will zurük zu meinen Thieren kehren.

Die neun und vierzigste Fabel.

Der Staar, das Vieh, und der Storch.

Der Staar saß stets beym Vieh in Matten,
Wo beyde fette Weide hatten:
Es hatte dieß an Gras im Ueberfluß zu schlüken,
Der Staar ergözte sich an Müken;
Denn zu der Sommerszeit sind die
Gewöhnlich Schaarenweis beym Vieh.

Es sprach der Staar: Ihr Ochsen und ihr Küh,
Ihr wißt es allbereit von euern Alten
Warum die Staaren stets sich zu dem Vieh gehalten;
Warum auch ich so fleißig mit euch zieh;
Den Freundschaftsbund, den sie gemacht,
Nahm ich bisher getreu in Acht;
Ja, euch zum Beispiel, mehr als ihr;
Ich fliege stets zu euch, und ihr kommt nicht zu mir.

Drauf sprach das gute Vieh zum Staar,
Da er mit Schwazen fertig war:

Wir haben längstens wahrgenommen,
Daß dein Geschlecht zu uns gekommen;
Indessen bleibt es uns bisher noch unbekannt,
Wie wir im Freundschaftsbund einander seyn verwandt.
Wir sehen wol, daß du fast immer bey uns bist,
Doch nicht, wann jener Bund gemachet worden ist.
Wir mögen dich daneben gerne dulden,
Zugleich versichern wir die Staaren unsrer Hulden.
Es wird, wir wollens dir versprechen,
Von uns die Freundschaft niemand brechen.

Ein Storch, der dorten in der Nähe
Bey ihnen an dem Wasser stuhnd,
Sprach zu dem Vieh: Wißt ihr den Grund,
Daß ich so viel am Wasser gehe?

Des Viehes Antwort war geschwind:
Ja wol! weil Frösche drinnen sind.

Ey! sprach der Storch zum Vieh, drum glaubt dem Schwazer nicht,
Was er von seiner Freundschaft spricht.
Wißt, daß die Staaren sich nur von den Müken nehren,
Und folglich wenn die nicht alltäglich um euch wären;
So wär zu gleicher Zeit die Freundschaft aufgehoben;
Die Freundschaft fodert andre Proben.

Die fünfzigste Fabel.

Jupiter und der verzükte Regenwurm.

Des Würmervolkes freier Staat
Hielt einen allgemeinen Rath
In einem unterirdschen Gang,
Dahin noch Mensch noch Sonne drang;
Hier fehlten Farbe, Licht und Himmel.
Es war ein seltsames Gewimmel
Von Thiergen, die in manchen Reifen
Des Körpers Länge nach sich schleifen.
Die Ursach der Versammlung war
Nicht klein für diese Würmerschaar.
Sie redten von den seltnen Gaben,
Der Macht, dem Adel, und dem Glük,
Die durch ein seltenes Geschik
Die Wurmgeschöpf empfangen haben.

Ein alter Wurm begann den Rath
Indem er diesen Vortrag that:

Ich habe schon seit vielen Jahren
Manch Volk gesehn, manch Reich durchfahren;
Voraus war ich darauf beflissen,
Des Menschen Zustand recht zu wissen,
Wovon man so viel Wesens macht,
Von seiner Kunst, von seiner Pracht:
Doch ist es wenig, was ich weiß,
Und lohnt mir weder Müh noch Fleiß;
Es ist mir eine dunkle Schrift,
Die meinen Witz weit übertrift.

Er fragte seine Nebenbrüder,
Des Würmerstaates ältste Glieder,
Ob ihnen von des Menschen Stand
Und Thun was gründlichers bekannt?

Er brauchte die Behutsamkeit
Allein die ältesten zu fragen;
Der Jungen Unerfahrenheit
Konnt er vor Weisheit nicht vertragen.
Auch hatten in der That die Jungen
Noch wenig Wissenschaft verschlungen;
Bey ihnen war noch tief verdekt,
Was sonst in alten Würmern stekt.

Er wandte zu Descartes sich,
(So hieß man einen der Gelehrten,
Den er und andre hoch verehrten,)
Descartes, weist du mehr als ich,
So öfne deinen weisern Mund,
Und thu es auch uns andern kund.

Descartes sprach: Der Weg ist weit
Zu dieser höhern Creatur;
Man rühmt zwar ihre Treflichkeit,
Jedoch wo bleibt derselben Spur?
Das seh ich wol, daß ihr Verlangen
Kein anders ist, als uns zu fangen;
Durch List und Mord uns zu zerstören,
Als wenn wir keine Würmer wären.

Er maß in seiner Fantasey
Der Würmer Tod den Menschen bey.
Er wußte nur nicht, daß ein Huhn
Den Würmern könnte Schaden thun,
Und daß ihr Unheil meistens nur
Von Vögeln ihnen wiederfuhr.

Ein andrer Grosser unter ihnen,
Ihr Leibnitz, sprach mit schlauen Minen:

Mag auch ein Volk auf unsrer Erden
An Glük mit uns verglichen werden?
Geniesset eines grössre Lust?
O nein! das ist mir wol bewust.
Wir haben jedermannes Ruhm,
Man singt und sagt von unserm Preise.
Wir ligen ja in unsrer Speise,
Und wälzen uns darinn herum.
Wir sind die schönsten an Gestalt;
Unüberwindlich an Gewalt;
Von altem Adel, groß an Muth,
Gelenke, schlau, geschikt und gut;
Wer hat mehr Gönner, Kinder, Führer?
Wo sind so künstliche Minierer?
Und kurz, es ist kein Königreich
Hier unterm Boden unserm gleich.
Gut ist es, daß der Menschen Augen
Zu uns nicht durchzudringen taugen;
Wofern sie unsern Wolstand kennten,
Gewiß, daß sie uns den mißgönnten,
Sie würden lieber Würmer seyn;
Sie gruben meilentief hinein,

Und würden uns von Haus vertreiben;
Drum laß ich Menschen Menschen bleiben.

Drauf nahm ein erzverschmizter Geist,
Den man alldorten Neuton heist,
Das Wort, und alle Würmer schwiegen:

Zwar unser Glük ist hoch gestiegen;
Jedoch ihr Würmer wisset wol,
Ich stieg einst bis zum Sternenpol,
Und sah da wunderbare Sachen;
(Hier musten alle Würmer lachen,)
So viel ich von dem Menschen kenne,
Sprech ich in Wahrheit nicht zu hoch,
Wenn ich ihn noch beglükter nenne,
Als jeden Wurm in seinem Loch.
Er wohnt in prächtigern Gebäuden,
Und weiß von mehr und grössern Freuden.
Und dieses ist der ganze Plan,
Den ich von ihm entwerfen kann.

Der Plan ist ziemlich schwach und leer,
Sprach einer aus dem Würmerheer,
Wenn die Gelehrten nicht mehr wissen
Als dies, so sey man drauf beflissen,

Daß wir den weisen Jovem fragen,
Der kanns uns, ists sein Wille, sagen.

Der Rath gefiel dem Würmerstaat,
Ein jeder schrie zu ihm und bat,
Daß er die Lust zur Wissenschaft,
Womit ihr grosses Herz behaft,
In diesem Stük befriedigte,
Und ihnen von des Menschen Kräften,
Von seinem Wol, von seinem Weh,
Von seinen Werken und Geschäften,
Von seinem Reichthum, seinen Freuden,
Von seinem Thun, und seinem Leiden,
Was gründlichers entdekete.

Der Gott lenkt sich nach ihrem Willen,
Und ihre Bitte zu erfüllen
Ergreift er einen unter ihnen,
Dem er durch seine Weise Kraft
In einem Nun fünf Sinn' erschaft,
Zu Wissensleitern ihm zu dienen,
Mit einer menschlichen Gestalt;
Und diese wird auch alsobald
Mit Geist, der denkt und schließt, beseelt,
Daß ihm kein menschlich Vorrecht fehlt.

Er wuste nicht, wie ihm geschah;
Er sah, unwissend wie er sah,
Er sah viel Millionen Sachen,
Und wuste nichts daraus zu machen;
Er roch subtile Balsamdüfte,
Er fühlte lau und kühle Lüfte,
Er hörte süsser Stimmen Klang,
Der Vögel frölichen Gesang.
Indem er sah, roch, fühlt' und hörte,
Dacht er: Was sind wir Wurmgelehrte!
Auf dieser so geschmükten Erde
Ward ihm sein grober Unverstand
Zur unerträglichen Beschwerde;
Des Herzens Unzufriedenheit
Vermischt' ihm alle Lust mit Leid;
Er gafte nur die Körper an;
Doch als er sich zulezt besann,
So sagt' er diese Worte her:
Glorwürdig grosser Jupiter!

Izt wies man ihm der Erde Grösse,
Der Wolken Zelt, der Sternen Pracht,
Der Sonne Glut, des Donners Macht,

Den Ocean, der Flüsse Gänge,
Der Blumen und der Thiere Menge,
Des Pulfers wütende Gewalt,
Der Schiffe künstliche Gestalt,
Des Glases Wundereigenschaft,
Der Hebewerke grosse Kraft
In Pompen, Keltern, und in Mühlen;
Samt hundert andern Wunderspielen.

Ach, rief er, ach du mächtiger,
Du weiser, weiser, Jupiter!
Ach, sprach er, würden hier die Zeiten
Zu unbegränzten Ewigkeiten!

Man zeigt' ihm auch der Würmer Schaar',
Von welcher er entsprossen war.
Hilf Himmel! wie er sich entsezte,
Wie er sie äusserst elend schäzte!

Ey! sprach er, kann bey solchem Leben,
Das besser Tod genennet wär,
Ein Wurm mit Hochmuth sich erheben?
O unbegriffner Jupiter!

Er machte Proben seiner Glieder,
Izt gieng, izt sprang er hin und wieder,

So lange bis ihn izt ein Schlaf,
Von Jupiter gesandt, betraf.
Im Schlaf gab Jupiter so gleich
Ihm Form und Art der Würmer wieder.
Er schikt ihn in das untre Reich,
Wo seine schlankgekrümmten Brüder
Ihn mit neugierigem Verlangen
Nach seiner Wissenschaft empfangen.

Sie sagten zu dem neuen Gast:
Willkommen Bruder! sag uns nun,
Was du seither gesehen hast,
Und was die Menschen droben thun?

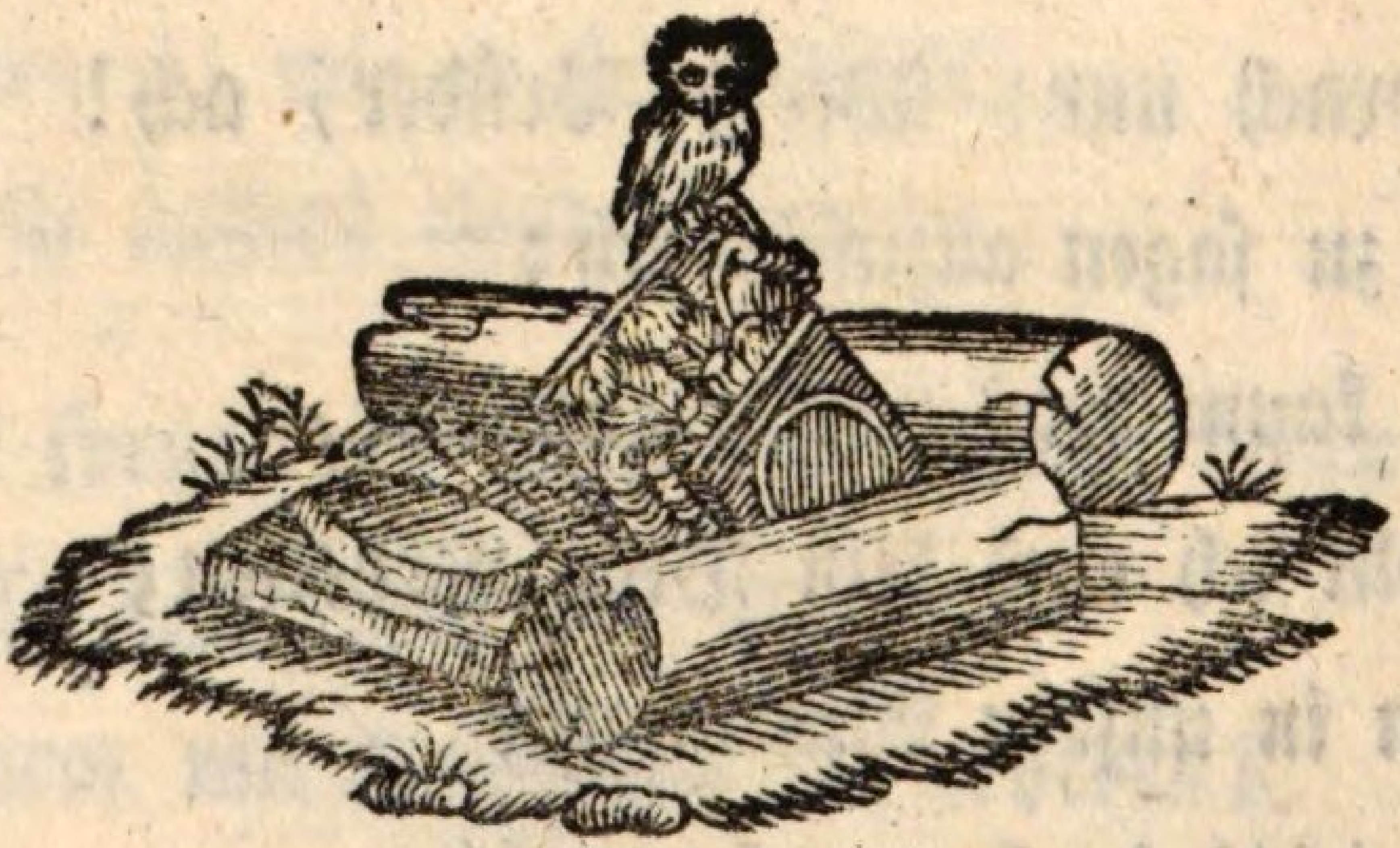
Allein man hört ihn mit Bestürzen
Die Reiserzehlung sehr verkürzen.

Er sprach nur: Werthe Brüder, ach!
Ich bins zu sagen allzuschwach;
Ich weiß kaum was mir wiederfuhr,
Sonst wollt ich euch kein Ding verheelen;
Man kann in unsrer Wurmnatur
Hiervon nichts denken noch erzehlen.
Sagt' einer, wie es wirklich sey,
So hielte mans vor Plauderey.

Mein Wurm, begnüge dich zu wissen,
Daß in der That die Menschen sind.
Zu mehrerm Wissen bist du blind.

* * *

Auch du, mein Mensch, kannst nicht die Gränzen übersteigen;
Du bist ein Mensch, und must dich als ein Mensch bezeigen,
Bis GOTT durch seiner Allmacht Kraft
Dir einen andern Stand erschaft.



Die

Die ein und funfzigste Fabel.

Der Sperber und der Krebs.

DEr Sperber sprach zum Krebs: Wer sollte glauben
Daß du ein Raubthier bist? Dein Gang ist träge,
Und schläfrig ist dein Thun. Nur dann bist du geschwinde,
Wenn du zurüke gehst, doch nicht den Rüken kehrst.
Du holest so den Raub und mir entgeht er oft,
Wenn ich mit voller Kraft der Flügel auf ihn stosse.

Der Krebs antwortete: Du kennst die Krebse nicht;
Kein Raubthier ist gewisser seiner Beute,
Als die von unsrer Art. Selbst unser träger Gang
Macht daß man sich vor uns nicht hütet.

Wer um sich her nicht stößt, noch beißt, noch schnappet,
Dem traut man leicht. Du magst die Vögel stossen,
Mein ganzer Witz beruht auf meinen offnen Scheeren;
Wer in dieselben fällt, der bleibt darinn behangen.
Ich sorge schon, daß er nicht mehr nach Hause kömmt,
Den seinigen mich warnend zu verrathen.

Die zwey und funfzigste Fabel.

Das Gemsthier und der Adler.

Ein Gemsthier stand auf einem steilen Felsen;
Demselben flog ein Adler so recht nahe,
Daß er es mit der Flügel einem stieß.
Der Stoß that ihm so ziemlich übel.
Es sprach, was soll das seyn? stößt man so seinen Freund?

Der Adler sprach: Verzeih es mir,
Ich sah dich nicht als ich vorüber flog.
Dann wandt' er sich und gab im wiederfliegen
Ihm einen Puff, wovon ihm schwindelte.

Es sprach: Das thatest du mit Wissen,
Du gehest mit Verderben um.

Ey nein, erwiederte der Vögel Herr,
Ich wandte mich aus Sorgfalt um,

Zu sehn ob von dem ersten Schlage
Ein Schaden dir geschehen wäre.

Er führt, indem er dieses sprach,
Den dritten Streich auf das unschuld'ge Thier;
Und sprach zugleich: Verwünschte Flügel,
Ihr seyd mir allzeit hinderlich,
Wenn ich mit freundschaftsvollem Herzen
Mich zu den Gemsen nähern will.

Indessen taumelte das Thier von seinem Schlage
Die hohe Felsenwand hinunter.
Der Adler fand es dort in seinem Blute ligen,
Er aß es auf, als eine Beute
Die er im offnen Krieg erobert hätte.

Die drei und funfzigste Fabel.

Das Rothkeelchen und der Erdenwurm.

Das muntere Rothkeelchen sprach
Einmal zum schlanken Erdenwurm:
Fürwahr du bist ein armes Ungeziefer;
Hat die Natur sich gegen einen
Stiefmütterlich und karg erwiesen,
So that sies gegen dich; was ließ sie dir nicht fehlen?
Die Augen, Ohren, Füsse, Flügel —
Was hat sie, Wurm, dir nicht mißgönnet?
Was kanst du mehr als kriechen oder wühlen,
O, welch ein Abstand ist davon zu meinem Leben!
Ich flieg' und fliegen ist für mich nicht Arbeit;
Es ist nur Lust, wenn ich nach Speise fliege.
Da bin ich nicht mit einer Art zufrieden;
Ich wechsle gern, bald speis' ich einen Käfer
Mit goldnen Fleken auf dem Rüken,
Bald einen Wurm von deinen Anverwandten;

Die Spinne bald, die Weberinn;
Dann schon ich nicht dem Schmetterling
Um alle seine hohen Farben;
Izt schmeket mir die zarte Müke,
Die Biene dann, die süß ist wie ihr Honig;
Ich singe nun, dann hüpf' ich wieder;
Mir öffnet sich die weite Welt,
Wenn dich dein schwarzes Loch verbirgt.

Der Erdenwurm antwortete:
Mich hat der Gott der Creaturen
Zu allen Lüsten taub gemacht.
Er konnte mir nichts bessers schenken;
Du sagest mir von vielen Freuden,
Wovon ich nicht ein Wort verstehe;
Und was ich nicht versteh, nicht wünsche.
Dann würd' ich unglükselig seyn,
Hätt' er Begierden mir gegeben,
Die ich unmöglich stillen könnte,
Begierden, wie ein Vogel hat,
Wie deine sind, du munteres Rothkeelchen.

* * *

Die vier und funfzigste Fabel.

Jost und die Glatt.

Jost gieng im Sommer auf das Land
Und kam zur Glatt, dem stillen Flusse,
Er sah ihn an von seinem Strand
Und sprach zu ihm nach schönem Grusse:

Bist du der schöne Fluß die Glatt?
Du führst den Nahmen von der That;
Bist glatt und liebst die sanfte Ruh;
Geschikt hast du den wilden Flüssen
Durch stille Wege dich entrissen;
Sie rauschen, poltern, stürmen zu,
Freundschaftlich, gütig, fromm bist du.
Ich leugn' es nicht, ein wenig klein;
Was schadet das? Du bist doch rein.
Auch sagt man du seyst sonderlich;
Sey immer so, und so bin ich.

Kaum daß er das geredet hat,
So steiget aus der sanften Glatt
Ein nakter Wassermann hervor,
Des Haupt bekränzt mit grünem Rohr.
Jost wollte dem Gespenst entfliehn,
Allein der Geist ermuntert ihn:

Flieh nicht, ich bin die fromme Glatt
Die niemand gern beleidigt hat.
Ich hört' in meinen Wasserhölen
Mein Lob mit vollem Mund erzählen;
Und kam hervor den Mann zu sehn,
Der so geschikt mich kann erhöhn.
Und guter Jost bist du der Mann,
Der so manierlich loben kann?
Ich bin, sagst du, ein Sonderling,
Und du bist selbst ein solches Ding;
Ich bin wie du. — Doch lieber hör,
Ich habe meinen Fleken mehr.
Mein Fehler ist, ich kann nicht heucheln,
Ich kann nicht mir noch andern schmeicheln.
Ich schweige meine Fehler nicht,
Darum vernimm, was mir gebricht.

Jost, laufen andre Wasser über,
So werd ich auch mit ihnen trüber,
Als mancher groß' und starker Fluß.
Entsteht bisweilen ein Erguß
Nur von den nächstgelegnen Bächen,
Nein, welch ein Unrath sammelt sich,
Und welch ein Wust erfüllt auch mich;
Womit ich oft die schönsten Flächen
Des guten Feldmanns überströhme,
Und Gras und Bäume mit mir nehme.
Wahr ists, ich werde wieder klar;
Doch bleib ich immer unschiffbar.
Ich zeuge schleichend Ungeziefer,
Bald bin ich höher und bald tiefer;
Bald bin ich lau, bald bin ich kalt.
Bald lauf ich zahm, bald mit Gewalt;
Bald geb ich Fische, und bald keine,
Bald edler Art und bald gemeine.
Und kurz, nur selten kömmt die Zeit,
Daß ich von Mängeln bin befreyt.
Wer dieser loos zu seyn sich dünket,
Derselbe stinkt, mein Jost, er stinket.
Was ist zulezt mein ganzes thun?

Ich

Ich bin gemachet, nicht zu ruhn.
Hier nahe fall ich in den Rhein
Aus aller meiner Kraft hinein;
Daß ich, wie andre grosse Flůsse,
Mit ihm ins Weltmeer mich ergiesse;
Wo wir, nicht einer ausgenommen,
Vereiniget zusammen kommen;
Dann werd ich Salz und weiters nicht,
Zu Salz wird dann dein Lobgedicht.

Jost sprach: Hör auf, beschwazte Glatt,
Ich habe deiner Antwort satt.

Die fünf und funfzigste Fabel.

Der Fuchs, ein Meßkünstler.

Ein guter Herr gab einem Fuchs,
Den noch der Jugend Unschuld schmükte,
Das Dorfrecht mit den zahmen Thieren,
Und nahm ihn in den Burgfried auf.
Ihm schwur der Fuchs er wollte Freundschaft
Mit jedem Federviehe halten,
Wie einem frommen Fuchs gebührte.
Der Herr sprach: Brichst du deine Treue
Und mordest mir das kleinste Vieh,
So stehet dir die Freiheit drauf;
Ich lasse dich in Eisen schlagen;
Du must ein Sclav seyn lebenslang.

Der Fuchs blieb eine zeitlang fromm,
Er wandelt' unterm zahmen Viehe
Friedfertig, wie ein frommer Hund.
Indessen wuchsen seine Schenkel,

Ihm wallt' sein Blut mit höherm Strohme,
Die Triebe wurden ungestümer,
Die füchsischen Begierden würkten.
Er griff zuerst in dunkeln Winkeln
Nur Mäuse oder Sperling an;
Bald, da das süsse Blut ihm schmekte,
Verschont er nicht die zahmste Henne.
Er ward auf frischer That ertappt,
Und vor dem Richter überwiesen;
Der fällte das gerechte Urtheil:

Man sollt ihn in dem Hünerhofe
An eine kurze Ketten schliessen;
Damit er da beym Federviehe
Gezwungen Frieden halten lernte.

Das schien ihm erstlich keine Strafe,
Die Nachbarschaft gefiel ihm wohl;
Er traute sehr auf seine Sprünge,
Die würden ihm noch öfters dienen,
Mit Hünerblute sich zu speisen.
Doch er betrog sich dieses mal;
Er sahe sich zu kurz gebunden,
Und machte nur die Hüner scheue.

Jzt fühlt er erst die ganze Strafe,
Die unter Heerden Viehes ihn
Verdammte, Durst nach Blut zu leiden.
Also stand Tantalus im Strohme
Und mochte nicht den Strohm erreichen.

Jzt schmieget er sich an sein Pflökgen,
Er sizt in traurigen Gedanken,
Und überlegt sein sklavisch Schiksal.
Nach langem hin und wieder denken,
Ermannt er sich mit diesen Worten,
Die er in seinem Herzen spricht:

Mein Herr verstehet sich aufs strafen,
Ich dacht er strafte mich alleine
An meiner Lust herumzustreifen;
Allein er strafte mich noch mehr
An meiner Lust nach Hünerblute.
Doch, hat ers auch genug erwogen
Und bin ich denn zu kurz gebunden?
Ich fühle was in meinem Kopfe,
Das nach der Freiheit mir geblieben;
Ich hört' oft mein Geschlechte loben,
Die Füchse hätten Wiz und List;

Es wird wol Wiz und Schalkheit seyn,
Was ich in meinem Kopfe fühle.
Ich will nicht mein Geschlecht beschimpfen,
Man soll nicht sagen, daß ein Fuchs
Im Hünerhof nach Blut gedürstet.
Ich bin nicht werth ein Fuchs zu heissen,
Wenn meine List mich hier verläßt.
Was thu' ich denn? — Hier ists erfunden.
Ich messe meine Gränzen aus,
Und schliesse sie mit einem Walle;
Der wird im Zirkel aufgeführt.
Weh dann dem Hahn und Weh der Henne,
Die in mein Schloß die Tritte sezen,
Die mich in meiner Stille stören!
Er sprach und fieng das Werk gleich an.
Er raffte Holz und Stroh und Bein
Und Stein und Erd und Gras zusammen,
Und warf so weit die Kette reichte
Rund um den Pflok die Festung auf.
Dann hielt er in dem neuen Baue
Sich still, als pflegt er seiner Ruh.

Die dummen Hüner wurden sicher,
Sie naheten dem Werke sich,

Und als sie ihn so still erblikten,
So traten sie darüber hin.
So bald eins drüber hingetreten,
So sprang der Fuchs aus seinem Lager
Und zog den frischen Raub zu sich,
Die Frucht von seiner neuen List.

Er sprach: Wer seinen Kopf behält,
Der ist noch nicht so ganz verlassen,
Daß er in seiner grösten Noth
Sich nicht ein wenig helfen könne.

Diese Fabel hat ihren Grund in einer wirklichen Geschichte.

Die sechs und funfzigste Fabel.

Der Adler und die Ameiße.

So satt und voll fraß sich der Adler von seinem frisch erhaschten Raube, daß er auf demselben gar entschlief; ihm träumete von tausend Räuberthaten, die theils von ihm schon ausgeübt waren, theils auszuüben stuhnden.

Von ungefehr kroch ein Ameißgen in eines seiner Ohren hinein und wekt ihn plözlich auf. Als er das Thiergen fühlte, sprach er ganz hönisch zu ihm: Verwegne kleine Bestie! weich ungesäumt von dieser Stelle, sonst trag ich dich zur Sonne hin, ihr Brand soll dich in Staub verwandeln. Ungeachtet dieses Drohens, kroch es noch stets im Ohr umher, je mehr es aber einwärts kroch, je mehr beschwerte es den Adler. Er empfand eine benebelnde Taubheit in seinen Sinnen. Er flog nun auf, sein Drohen auszuüben. Im Fluge wühlete die Ameiße immer fort,

und

und seine Betäubung nahm zu; er schüttelte das Haupt umsonst, des frechen Thiergens los zu werden. Er sah izt die Gefahr, wenn er weiter aufwerts flöge, daß er ganz von Sinnen kommen könnte. Er entschloß sich, zwar ungern, in gröster Eile zurük zu kehren und sich des Sandes zu bedienen. Das ist das gewöhnliche Mittel der Vögel, des Ungeziefers los zu werden. Er wälzt den Kopf darinn herum und schüttelt ihn wie zuvor, bis das Thiergen samt dem Sande aus seinem Ohre zum Vorschein kam.

Der Adler sagte: Was sprichst du nun verwegnes kleines Ungeziefer!

Seine Antwort war nur diese: Du hast, mein Adler, wol gethan, daß du in Eile zurüke flogst und dich wieder mit mir in den Sand und Staub der Erde begabest; glaube nur, die Sonne ist doch zu hoch für Adler, wie für mich und für Esel.

Die sieben und funfzigste Fabel.

Jupiter und die Thiere.

JN einer allgemeinen Noth,
Die Vieh und Menschen gleich zerstörte,
Rief jedermann zum Jupiter
Um Rettung vor dem nahen Tod.

Der seltne Fisch, der schwimmt und fliegt,
Sprach: Herr der Erden und des Meers,
Ich mahne dich um deine Hülfe
Bey meinem eifersvollen Dienste
Den ich mit Willen nie versäumte.
Du weissest daß ich jeden Tag
Zween Flüge dir zu Ehren flog;
Zween abgemeßne starke Flüge,
Die niemand von mir foderte.

Die Fledermaus rief: Herr der Götter,
Die andern Thiere mögen sterben,

Hast du an ihrem Tode Lust,
Nur schone deiner Dienerinn,
Die manches Brökgen Spek auf deinen Altar legte,
Und voller Andacht dann verschlang.
Wer würde dir solch Opfer bringen,
Wenn du mich von der Erde nähmest?

Der Rabe rief: Beherrscher aller Welt,
Gedenk izt dran, daß ich einmal
Dir eine Gabel opferte,
Mit einem Heft von klarem Silber?
Ich nahm sie einem armen Manne,
Der nur die einz'ge Gabel hatte.
Ich trug auf deinen Altar dir
Ein ander mal (erinnre dich,)
Eiu kostbar Kleinod von Juwelen,
Das ich aus einer Schachtel zog,
In eines Herzoges Palaste.

Die Schneke rief: O grosser Gott,
Du Herr der Menschen und der Schneken,
Du weist es, daß ich alle mal
Auf dich nur mein Vertrauen sezte,
Mach meine Hoffnung nicht zu schanden!

Dir heiligt' ich den Bohnenstikel,
Der nächst an meiner Heimat steht;
Zur Ehre dir umwund ich ihn
Alljährlich um und um mit Schleime,
Der mit verschiednen Farben spielte.
Die Ehre, wenn ich nicht mehr bin,
Wird dir kein ander Thier ersezen.

Das Schwein auch rükte seine Dienste
Dem Herrn des Himmels vor, es sagte:
O reicher Geber alles guten,
Herr über Tod und über Leben,
Erhalte wenigstens das Schwein,
Das dir bisher so fleißig diente,
Indem ich meines Bauches pflegte.
Um deinentwillen wählt' ich mir
Die Ruh und gab die Arbeit auf.
Mich satt und fett und dik zu essen,
Das war mein Thun bey Tag und Nacht.
Das that ich, daß einmal die Maus
Von meinem Spek und Schmer bekäme,
Und dir davon ein Opfer brächte.
Noch hat mein Spek die Höhe nicht,
Die er bekommen kann und soll.

Das Schaf bat auch mit seinen Jungen:
Hier sind die Kinder mit der Mutter,
Zu sterben, wenn du's so geordnet,
Zu leben, wenn es dir gefällt.
Das lassen wir an deine Sorge.
Was sind wir dir auf Erden nütze?
Die feine Wolle, die wir tragen,
Ist dein Geschenk, du giebst sie uns;
Und hast sie selber nicht vonnöthen,
Nicht zu Tapeten noch zu Kleidern.

Sie hörte Jupiter so bitten.
Was für ein Stolz ihr dummen Thiere,
So sprach der Gott, der Dienst, die Opfer,
Sind euers albern Kopfs Erfindung;
Ich habe sie euch nicht befohlen,
Und habe sie auch nicht vonnöthen.
Und alles was ihr geben könnet,
Empfienget ihr zuerst von mir.
Am wenigsten noch dient man mir
Mit weggestolnem, fremdem, Gute,
Wie dieser schwarze Rabe dacht.
Das fromme Schaf mit seinen Jungen

Allein hat unter allen Thieren
Nach meinem Sinne mich gebeten.
Ich nehme sein gelaßnes Herz
Und das Bekenntniß seiner Armuth
Für Dienst und für Verehrung an.
Ihr andern lebt mit ihm und lernet,
Wie ihr mir dienen könnt, von ihm.

Die

Die acht und funfzigste Fabel.

Der von seiner Quelle gewichene Hirsch.

Es wohnt' ein Hirsch in einem fruchtbarn
Berge,
An einem Quell von klarem, reinem Wasser.
Er lebte da die angenehmsten Tage,
Und segnete den Quell des Morgens und des Abends;
Und den noch mehr der ihm den Quell gegönnet.
Kaum könnt' er das von sich erhalten,
Daß er ihn aus den Augen ließ.
Doch zwang ih einst die Neugier, die im Hirsche
Wie in dem Menschen würksam ist,
Daß er dem Bache nach, der von dem Quell entstand,
Sich in das ebne Land hinunter wagte,
Des Quelles Lauf und Schiksal zu entdeken.
Er trank am Fuß des Bergs von seinem Wasser.

O, sprach er, wie viel hat das Wasser hier
Von seinem lieblichen Geschmak verlohren!

Wie wässrig schmekt es hier! Er eilte fort
Und kam an einen See, in welchen sich
Derselbe Bach verbreitet hatte.
Es war ein stiller See mit Seekraut stark bewachsen;
Die Winde spielten da nur ungern auf der Pfüze;
Thon war sein Grund und thonigt war das Wasser.
Er sah am Ufer dort bewollte Heerden gehn,
Und wenn sie dürsteten, die trübe Sec besuchen.

Ey ekelt es euch nicht, den gelben Thon zu trinken?
So sprach er, und ihm gab ein Schaf zur Antwort:
Wir trinkens weil der Hirt an diesen Ort uns führt;
Gewiß ists klarer hier als in den tiefern Gründen.

Der Hirsch gieng weiter fort, wo aus demselben
Durch schilfichtes Geröhr auf einem weichen Bette
Ein kleiner Fluß sich schleichend krümmte,
An diesen kamen Küh und Stier' und Pferde;
Den heissen Durst darinn zu stillen.

Ihr wolbeleibten Stier', ihr edeln Pferde,
Fragt' er, was thatet ihr, daß man euch straft,
Das schlammichte, das schwarze Naß zu trinken?
Gewiß ihr würdet es aus freyer Wahl nicht trinken.
Ihr habt dafür zu viel Geschmak.

Wir trinkens, weil wir hier kein anders haben,
Denn wir sind eingezäunt; mit Dämmen, Graben, Heken,
Sind wir als im Gefängniß eingeschlossen;
Und unsre Freiheit ist dahin mit unserm Adel.

Bleib dort, wenn du mit uns nicht willst gefangen seyn.
Jedoch im tiefern Thal trinkt man unreiners Wasser.

So sprach ein Pferd, und sprach die Wahrheit;
Man hatte dort den Fluß getheilt in viele Bäche,
Und diese durch das Land die Läng und Quer geleitet.
In deren einem sah er Schwein und Ferkel wühlen;
Voll Unflat war der Bach, voll Würmer, voll Gestank.
Doch schien die Heerde froh und ganz vergnügt zu seyn.
Sie glaubten, was die Hirten sagten,
Der Unflat machte fett und würde Spek und Schmeer.
Der Hirsch verweilte nicht bey diesem Unrath.
Er eilte fort und lief die trägen Bäche vor,
Bis wo sie sich in einen einz'gen Arm
Von neuen sammelten; dort rollten sie zusammen
Auf einem Sand- und Kieselbette fort;
Sie waren izo klar, durchsichtig und gereinigt.
Die Vögel sangen an dem Ufer,
Besahen sich in seinem Spiegelglase
Und waschten sich darinn; sie lobten dieses Wasser
Vorm Nektar und dem Rhein. Ihr Lob verführt den Hirschen,
Daß er es auch versucht. Allein er fand,
So zart war sein Geschmak, noch einen Schnitt darinnen
Von Thon und von Morast, von Koth und Fäulniß.
Wie nimmt man, sprach er, hier das schlimme gern für gut!

Izt sehnt er sich nach seinem Quell zurük,
Allein er fand den Weg versperrt, die Hirten hatten
Die Waffen wider ihn ergriffen.

Sie riefen: Dieser kam bey unsern Heerden
Die Saat der Zwietracht auszustreuen.
Er legt' in jedes Thier den Geist des Mißvergnügens.
Er darf die Hirten selbst verlästern,
Als tränkten wir die uns empfohlnen Heerden
Statt Wassers nur mit Thon und mit Moraste.
Das ist zu nah an unser Amt gesprochen,
Und kann nicht ungestrafet bleiben.

Sie zogen auf ihn los, doch seine Läufte trugen
Ihn ohne Müh aus der Gefahr.
Er kam in kurzer Zeit zu seinem Quell zurük,
Und fand das Wasser da beym Durste
Noch eins so wol geschmakt und kräftig.

Er sprach: Du unverfälschter Quell
Allein bist süß und wolgeschmakt und klar,
So bald du weiter rinnst so mischen sich
In deinen Fluß die gröbsten Elemente.
Es sey darum, man nenne mich den Dummen,
Wenn mich die Lust herumzuschwärmen
Ein ander mal so thörigt übereilt,
Daß ich dich fern von dir verdorben trinke.

* * *

Anhang

von

einichen Gedichten.

Die Schweinhaze.

So bald Aurorens Schmuk sich mit den Schatten menget,
Und ihre güldne Zier in dieser Spizen streut;
Und da sich Tellus noch mit ihrem Schweiß besprenget,
Und ihr versengtes Kleid mit Perlen ganz erneut:

Denkt schon Dianens Sohn, befreyt vom ekeln Kummer,
Wo krieg ich ein Gewild das meine Mühe zahlt?
Er kämpft noch eine Weil mit seinem trägen Schlummer
Und tauscht im Geist sein Bett an einen fernen Wald.

Er schwingt sich aus der Ruh, und macht die Bursche rege,
Auf! auf! greift zum Gewehr, ruft er und eilet fort;
Und jeder folgt behend auf vorgewehlte Wege,
Und jeder ächzt zugleich nach dem erwüuschten Ort.

Es soll ein wakres Schwein das heisse Feuer fühlen,
Das in der muntern Brust des kühnen Jägers brennt;

Es ist sein dapfrer Muth nicht eher abzukühlen,
Bis ein ergrimmtes Schwein an dessen Eisen rennt.

So denkt ein jeder schon, da doch in dunkeln Büschen
Die holde Nachtigall noch ganz entzükend singt,
Da noch die Eule jauchzt, die Fledermäuse zischen,
Und der verzagte Haas auf grünen Rasen springt.

Das reine Silberlicht des Mondes und der Sterne
Weicht allgemach dem Glanz den uns Aurora bringt;
Bald sieht man jener Schein in schon gebrochner Ferne,
Und nun sieht man sich ganz vom Licht des Tags umringt.

Zur Steke schallt der Laut von mitgeführten Hunden,
Es tönt die Thäler durch des Waldhorns heller Klang;
Und hat des Jägers Fleiß die sichre Spur gefunden,
So wird dem Hauer gleich in seinem Lager bang.

Die schon genoßne Ruh und schattenreiche Stille,
Wird so geschwind als früh bey solchem umgekehrt,
Wann er bald hier bald dort ein heftiges Gebrülle,
Von einer ganzen Schaar gehezter Hunde hört.

Er suchet durch den Wind, die Feinde zu entdeken,
Und wendet sein Gehör nach allen Seiten hin;

Er kehrt sein schåles Aug nach allen leeren Eken,
Und wehlt zugleich ein Loch durch solches zu entfliehn.

Die lezte Ausflucht ist noch auf ein Schwein zu schauen,
Als sollte dies für ihn zum Aufbruch fertig seyn;
Mißlingt ihm dieser Streich, darf er sich nicht mehr trauen,
Er sammelt seinen Muth, und stellt sich als ein Schwein.

Fållt nun auf ihn der Schwarm so viel beherzter Hunde,
Bricht er mit grosser Wuth aus seinem Lager los;
Gefahren kennt er nicht, noch scheut er Hieb und Wunde;
Er fôrchtet keinen Zahn, noch Stahl und kein Geschoß.

Der Hunde steter Tieb, durch leichte Nasen-Pûffe;
Ihr niemal mûder Kampf, Verfolgen und Geschrey;
Selbst deren heftige zerfezend-scharfe Griffe
Sind ihm, muß es so seyn, nunmehro Gaukeley.

Er fliehet mehr aus Wuth als durch genom̃nen Schreken,
Es hemmen seinen Lauf noch Fluß, noch Berg, noch Thal;
Und wie durch schwachen Schilf låuft er durch dike Heken;
Grad aus ist mehrentheils des Hauers nåchste Wahl.

Und trift er Dornen an, die Menschen kaum durch-
bohren,
So sind sie schon gebahnt für das ertäubte Schwein.
Ist selbst zur Winterszeit die Erde zugefrohren,
Reißt es mit leichter Müh in solche Furchen ein.

Es läufet schnaubend fort, und eilet tobend weiter,
Und Winde höret man aus seinem Rüssel gehn,
Noch mehren seinen Grimm die beissenden Begleiter,
Es sträubt die Borsten auf, und schläget Zähn' auf Zähn'.

Und fährt es durch den Wald, so hört man wie es
kracht,
Wann es durch diesen läuft, ja gleichsam durch ihn fliegt,
Da mithin sein Geläuf ein solches Lermen machet,
Daß alles junge Holz vor dessen Druk sich biegt.

Es fangen Hund und Schwein nun an beschaümt zu
werden,
Man spürt in jedem Aug die glimmend rothe Glut;
Die Teiche zittern stark, von nah' betretner Erden,
Rennt es durch Ströme hin, färbt es die Flut von Glut.

Zur Kühlung seiner Hiz läuft es oft längs den Bächen,
Die es und sein Gefolg zuweilen schäumend macht;
Und

Und Wolken nur von Staub bedeken sie in Flächen,
Die sie durch eignen Wind vom Boden aufgebracht.

Man hört bey dieser Haz nur Rieb- und Beine krachen,
Dem Hund wird jeder Ort zu einem Hospital;
Sich eine Brük von Fleisch auf seinem Weg zu machen,
Fehlt einem Hauer nichts als Hunde sonder Zahl.

Man findet auf der Spur im Blut die Kämpfer liegen,
Todt, sterbend, winselnd hier; und heulend, hinkend dort.
Gerizte siehet man sich wie gepeitschte schmiegen,
Der Hauer schlept den Rest so weit noch mit sich fort.

Bis er sich endlich stellt sein äusserstes zu wagen,
Und seiner Waffen Kraft an seine Feinde legt;
Oft ist ein solcher schon von ihm zu todt geschlagen
Noch eh' er seinen Leib dem Schlag zu weichen regt.

Das schon zerkerbte Ohr sucht einer zu erschnappen,
Und kriegt für seine Müh die Waffen in die Brust;
Dieß schrekt die andern nicht, dasselbe zu erdappen;
Nein: Es giebt ihnen nur zum Kämpfen größre Lust.

Und, nun es einem glükt ein solches anzupaken,
So stürmt der ganze Schwarm mit Macht auf solchen dar:

Izt

Izt läßt es sich, wollt er die Hunde klein zerhaken;
Es sprizet nichts als Blut, es stäubt nur Haut und Haar.

Sein schweres Ohrbehäng hemmt ihn nicht an den Sprüngen;
Für seine Schläge nun ist mehr kein Gegenstand.
Ihm ist es eitel Scherz durch Feinde durchzudringen;
Durch Hunde tritt er so, wie durch den lokern Sand.

Er überrumpelt sie, er haut sie fast in Stüken;
Er bohret durch sie hin, und macht durch sie den Weg.
Bald bricht er dem ein Bein, bald diesem seinen Rüken;
Doch endlich wird er müd, entkräftet, schwach und träg.

Denn nunmehr starren ihm die lang geübten Glieder;
Es überfällt den Leib die Unempfindlichkeit;
Es stoket sein Geblüt, er schwanket hin und wieder;
Zu seinem Ende naht der mörderische Streit.

Der Hunde Morden nagt des Jägers Jäger-Herze:
Er rükt halb rasend so, wie halb entzükt herzu;
Das Schwein erwekt ihm Muth, der Tod der Hunde Schmerze.
So nah ist seine Freud, als seiner Hunde Ruh.

Er dringt durch alle hin, die ihm den Weg versperren,
Als warnten sie aus Treu den Meister für Gefahr:
Doch sein gesezter Sinn weiß nichts von Widerkehren,
Eh bietet er sein Blut, ja selbst sein Leben dar.

Sein schon gezükt Gewehr fährt als im raschen Blize
Nach seiner heissen Brust, und an sein schmachtend Herz.
Im Stossen wendet er die eingedrungne Spize,
Und sterbend neigt das Schwein den Cörper Erdewerts.

Doch eh' es völlig kalt, droht es noch durch die Blike;
Es röchelt, schnarcht und scharrt, und durch die lezten Kräft'
Stößt es, und welzt es sich bald vorwerts bald zurüke,
Bis bey verlornem Blut es wie ein Held entschläft.

Es raucht der ganze Ort, der Dampf steigt von den Hunden,
Und auf dem Kampfplaz geht ein lauer Dunst empor;
Man sieht noch blutende und frisch geschlagne Wunden,
Noch blizet Glut und Hiz bey jeder Stell hervor.

Es rasten Mann und Hund, man redet von der Reise
Die das nun todte Wild in kurzer Zeit gemacht;

Man stillt den heissen Durst; man giebt dem Magen Speise;
Man hört des Waldhorns Klang, man scherzet, spielt und lacht.

Doch zwingt ein innrer Trieb die heimlich müden Glieder;
Der Jäger denkt nach Haus, und einer holden Ruh.
Auf seinem weichen Bett entschläft er ohne Lieder,
Und bringt die schwarze Nacht mit süssen Träumen zu.

Der Linden-Hof in Zürich.

Dort, wo auf einer Höh' in jedem frohen Lenzen,
Vom göldnen Sonnenlicht bestralte Linden glänzen;
Und wo der Blätter Heer den Grund mit Schatten kühlt;
Woselbst der Vögel Schaar auf schwanken Zweigen spielt,
An derer süssen Stimm und frölichem Geschwäze,
Ich mich mit unschuldvoll- und stiller Lust ergöze;
Wo es in tiefer Gruft der starken Kunst gelingt,
Daß sie die reine Quell auf diese Höhe zwingt,
Die unter schnellem Trieb durch ehrne Röhren schiesset,
Und in ihr hartes Bett mit Murmeln sich ergiesset;
Wo durch der Blätter Nacht der Wolken Silber blizt;
Wo mich ein ofnes Herz vor bangen Sorgen schüzt;
Wo Finger der Natur die grünen Teppich spreiten,
Und sanfte Schritte mich zu reiner Wollust leiten;

Wo mir die glatte See, izt weiß, izt roth, izt blau,
Wie rein poliertes Glas sich prächtig stellt zur Schau;
Wo diese heitre See den Limmat-Fluß gebiehret;
Und dieser Höhe Fuß mit hellen Spiegeln zieret;
Wo mein begierig Ohr der Wellen Klatschen hört,
Und sich die rege Flut durch wilde Stöß' empört,
Da durch des Himmels Licht in den bewegten Kreysen,
Sich tausend Bilderchen dem Auge schlängelnd weisen;
Wo meine hole Brust die kühlen Lüfte spürt;
Und wo sich eitler Gramm durch frischen Muth verliert;
Wo über Zürich hin, auf grün bewachsnen Höhen
Wie Perlen auf Smaragd zerstreute Häuser stehen;
Wo mit entferntem Eis ein sanfter Glanz sich mengt,
Der den nie satten Blik durch holdes Reizen fängt;
Wo jeder Gegenstand ein Lust-erfüllter Scherz:
Da schwimmt in Frölichkeit mein Freuden-athmend Herz!

Der Lauf der Welt.

Löscht dem erarmten Baur den Durst ein saures Naß,
Und füllt ihm dieser Schlek sein Haupt mit frohem Dampfe;
So füllt die Clerisey zugleich sein Sündenmaß,
Und ruft den Himmel an zu einem Gegenkampfe.
Recht so: In Füllerey besteht der Himmel nicht;
Die Wollust ist ein Gift, dem Bettler wie dem Kayser.
Doch beyde sind auf sie mit Leib und Seel erpicht,
Und Lehrer schreyen sich umsonst dagegen heiser.
Der Baur begnüget sich des Safts von seinem Land,
Und preiset ihn so hoch als Fürsten den Tokayer;
Und so bleibt er gesund bey seinem Unverstand.
Bey Geigen danzt ein Prinz, und er bey einer Leyer.
Mein Lehrer! Denke doch: bestrafst du ihn mit Recht,
Wann selber China dir die Zeit mit Kraut verkürzet;

Und wenn Europens Rauch für deinen Mund zu schlecht;
Und Bantam dir die Speis mit bittern Nůssen würzet;
Wenn deine trukne Zung in fremden Säften schwimmt,
Und dir Arabien gedörrte Bohnen bringet;
Wann ein gekörntes Kraut dir fast die Sinnen nimmt,
Und starker Wasser Hiz dir durch die Adern dringet;
Wann dieser fremde Zeug dich wechselweise labt;
Davon die Nase stets, so wie der Mund, erfüllet;
Biß endlich dies Gemisch dein Leben untergrabt,
Und aller Lüste Lust durch Sterben endlich stillet?
So sieht man sein Cameel für eine Müke an,
Und geht mit frohem Muth die allgemeine Bahn!

Register der Fabeln.

1.	Die junge Schwalbe.	Bl. 3
2.	Der Löwe und der Hase.	5
3.	Die Bienen.	7
4.	Das Vögelchen und die Kaze.	9
5.	Die frohe Lerche.	11
6.	Die Vögel und die verhaßten Eulen.	13
7.	Der Storch und der Dachs.	15
8.	Die Vögel und die Nachtigall.	17
9.	Das Feldhuhn und der Rohrspaz.	19
10.	Der Hund und das Königlein.	21
11.	Die Meise und der Sperling.	23
12.	Der Hund und die Maus.	25
13.	Die Kuh und der Fuchs.	27
14.	Der Fink und die Spazen.	29
15.	Die Schaafe und die Tauben.	31
16.	Der Fuchs und der Käfer.	33
17.	Der Auerhahn und die Wachtel.	35
18.	Der Frosch und der Storch.	37
19.	Die Lerche und der Storch.	39
20.	Die unbesonnene Schneke.	41
21.	Der Aal und dessen Bruder.	44
22.	Die Schwalben.	47
23.	Die Wachteln.	50
24.	Der ruhmsüchtige Bär.	52
25.	Der Entrich und der Fuchs.	55
26.	Der Krebs und der Frosch.	58
27.	Das Rehe und sein Junges.	60
28.	Der betrogene Fuchs.	63
29.	Der Taucher und die Enten.	65
30.	Die mißvergnügten Hirschkühe.	68
31.	Die freundlosen Müken.	72
32.	Der Hase und der Käfer.	75
33.	Die Katze und die Heidechs.	77
34.	Der Feuerwurm und das Ungeziefer.	80

35. Die

35. Die Zeit und die Raupe. 83
36. Die jungen Bäume und die hohen Tannen. 86
37. Der Feigenbaum und die andern Bäume. 88
38. Die zwo ungleiche Katzen. 90
39. Der spottende Häher. 92
40. Das Eichhorn und der Mann. 94
41. Die Priester und die Colibri. 96
42. Die Warnung des Gärtners an seine Blumen. 98
43. Der Gärtner und der Wildfang. 101
44. Der Gärtner und der junge Baum. 104
45. Das Kind und der Weg. 106
46. Der Mensch und dessen Schatten, die Schande, die Ehre, und der Tod. 108
47. Das Licht und die Farbe. 110
48. Der Fabelfänger. 113
49. Der Staar, das Vieh, und der Storch. 115
50. Jupiter und der verzükte Regenwurm. 117
51. Der Sperber und der Krebs. 127
52. Das Gemsthier und der Adler. 129
53. Das Rothkeelchen und der Erdenwurm. 131
54. Jost und die Glatt. 133
55. Der Fuchs, ein Meßkünstler. 137
56. Der Adler und die Ameis. 142
57. Jupiter und die Thiere. 144
58. Der von seiner Quelle gewichene Hirsch. 149

Anhang.

Die Schweinhaze. 155
Der Linden-Hof in Zürich. 163
Der Lauf der Welt. 165

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meyer von Knonau, Ludwig,

L. M. v. K. Neue Fabeln

Zürich 1767

P.o.germ. 933 bmb
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114750-1
VD18 90388216